

Pirmin Zurbriggen, Agatha Christie, Leo Tuor, Paul Thomas Anderson

Nummer 6 – 5. Februar 2015 – 83. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Gefährliche Liebschaften

Die Schweiz und die EU ein Jahr nach Annahme der Zuwanderungsinitiative.

Von Markus Schär, Beat Gygi und Roger Köppel

Brüssel unterm Halbmond

In den islamischen Gettos von Europas Hauptstadt.

Von Urs Gehriger

Schrebergärtner des Geistes

Die grosse Verunsicherung der Schweizer Intellektuellen. *Von Rico Bandle*



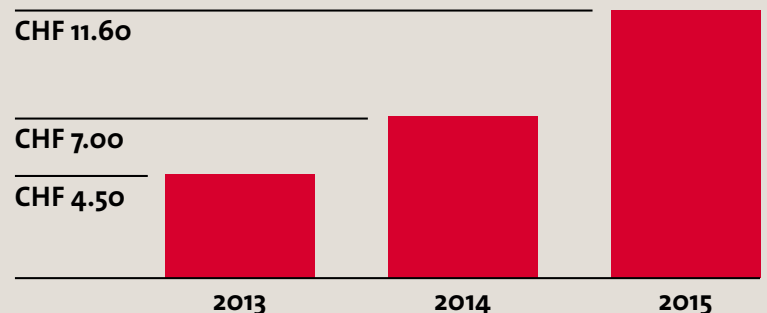
Weil auch ein Wachstumstitel eine Dividendenperle sein kann

5%
Dividenden-
rendite*

Werte mit hoher Dividendenrendite gehören in der Regel nicht zu den wachstumsstärksten Unternehmen. Investoren müssen sich folglich zwischen Dividende und Wachstum entscheiden. Nicht so bei der BB Biotech AG. Die Aktie vereint beide Komponenten: Während der Biotech-Sektor zweistellig pro Jahr wächst, zahlt BB Biotech gleichzeitig eine steuerfreie Barmittelausschüttung von 5%*. Im Vergleich zu den Schweizer SMI-Titeln befindet sich BB Biotech damit im ersten Viertel der stärksten Dividendenwerte. In Zeiten rekordtiefer

Zinsen im festverzinslichen Bereich eine echte Option. Die bestehenden Kapitaleinlagereserven geben der BB Biotech AG den notwendigen Handelsspielraum in ihrer mittel- bis langfristigen Ausschüttungspolitik. **ISIN: CH0038389992**

Entwicklung Barmittelausschüttung BB Biotech



Erfahren Sie mehr unter

www.bbbiotech.com/ausschuettung

* Verrechnungssteuerfreie Barmittelausschüttung von CHF 11.60 pro Aktie; Rendite berechnet auf den gewichteten Durchschnittskurs der Aktie im Dezember 2014. Vorschlag an die Generalversammlung vom 18.03.2015, Record Date 23.03.2015.

Anzeige. Obige Angaben sind Meinungen der BB Biotech AG und sind subjektiver Natur. Die vergangene Performance ist keine Garantie für zukünftige Entwicklungen.

B|B Biotech
Bellevue Investments

Intern

Vor zwei Monaten versuchte unser Reporter Kurt Pelda schon einmal, die eingeschlossenen Jesiden im Nordirak zu besuchen. Damals wartete er vergeblich auf einen Helikopter, der über die Linien des Islamischen Staats (IS) in das Schengal-Gebirge zu den Belagerten fliegen sollte. Die kleine Religionsgemeinschaft der Jesiden wird von den IS-Terroristen gnadenlos verfolgt, umgebracht oder versklavt. Vor kurzem gelang es kurdischen, jesidischen und christlichen Verbänden, den Belagerungsring zu sprengen und den IS zurückzudrängen. Pelda konnte nun ins Gebirge fahren und mit einem gepanzerten Fahrzeug Marke Eigenbau zur Front in der Altstadt von Schengal vordrin-



Bei den Jesiden: Reporter Pelda.

gen. Dort stiess er auf eine Art internationale Brigade von ausländischen Freiwilligen aus der Schweiz, den USA und der Türkei, die erbittert gegen die Terroristen kämpfen. Seite 34

Kurz vor Redaktionsschluss holte der IS zu seinem jüngsten Schlag aus, mit dem er in eine neue Dimension des Grauens vorsties. Er verbrannte eine Geisel, den in einem Käfig eingesperrten jordanischen Piloten Muaz al-Kasaesbeh, bei lebendigem Leib und stellte das Video ins Internet. 400 Dschihadisten in Syrien und Irak stammen aus Belgien, mehr als aus jedem anderen europäischen Land. Viele von ihnen wurden in den muslimischen Quartieren Brüssels rekrutiert. Unweit vom EU-Hauptquartier entfernt wächst die muslimische Gemeinde in rasantem Tempo. Ein Viertel der Bevölkerung in der europäischen Hauptstadt ist muslimischen Glaubens. Der Polizei sei die Kontrolle über die Problemquartiere entglitten, berichten belgi-

sche Medien. Urs Gehrig hat das «andere» Brüssel besucht und stiess auf eine Welt, die nichts mehr mit dem Land Jacques Brel und Georges Simenons gemeinsam hat. Die Bevölkerung hüllt sich in Schweigen, die Behörden wiegeln ab. Seite 28

Morgarten und Marignano, Wiener Kongress und das Ende des Zweiten Weltkrieges – dieses Jahr jagen sich die Gedenktage. Zudem wählen



Jäger, Senn, Literat: Leo Tuor.

wir ein neues Parlament. Eine Weichenstellung, bei der auch geklärt wird, wie wir es mit der EU halten: draussen oder drinnen – fremdeln oder anbandeln? Ein guter Grund, ein paar grundlegende Fragen aufzuwerfen: Wer sind wir? Was wollen wir? Wohin gehen wir? Wie soll die Zukunft unserer Kinder aussehen? In den kommenden Monaten porträtiert die *Weltwoche* in loser Folge Menschen, die auf eine spezielle Art unser Land repräsentieren: Musiker und Manager, Politiker und Poeten, Alte und Junge, Bekannte und Unbekannte. Den Anfang macht der rätoromanische Autor Leo Tuor, den Wolfgang Koydl in seinem Bauernhaus in Surrein im Sumvitg getroffen hat. Tuor beklagt, wie fremd seine Landsleute dem Rest der Schweiz geblieben seien: «Wir existieren nur im Unterbewusstsein.» Seite 48

Am Dienstag gab die Fluggesellschaft Swiss bekannt, ihre Tochtergesellschaft Swiss European Air Lines, Betreiberin der Avro-Flugzeugflotte, werde in Swiss Global Air Lines umbenannt. Dieser Vorgang passt zum Weg, den die Schweiz als Land geht: nicht einfach nur auf Europa schauen, sondern in die Welt hinausgehen. Wir zeigen, wie abwegig es ist, der Schweiz Abschottung vorzuwerfen. Seite 12, 14, 18

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,
Alex Reichmuth, Markus Schär,
Florian Schwab, Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr,
Tom Kummer, Christoph Landolt,
Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,
Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,
Deborah Neufeld, Daniela Niederberger,
Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*),
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*),
Simon Keller, Martin Kappler (*Assistent*)
Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektur: Cornelia Bernegger und
Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,
Sandra Noser, Gregor Szyndler,
Dieter Zwicky
Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)
Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),
Fabian Keller, Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: info@adextra.ch
Druck: Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



NEU Die schöne blaue Donau

mit Luxus-Suitenschiff MS Thurgau Ultra



Deluxe Suite mit franz. Balkon 22m²

Es het solangs het
Rabatt*
bis Fr. 2500.-
*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs

1 Passau–Wien–Donaudelta–Passau

15 Tage ab Fr. 1790.–

(Rabatt Fr. 2500.– abgezogen, Hauptdeck)

2 Passau–Puszt–Budapest–Passau

8 Tage ab Fr. 990.–

(Rabatt Fr. 1200.– abgezogen, Hauptdeck)

- 42m² Platz für jeden Gast
- Flüsterschiff dank Twin cruiser
- Thurgau Travel Superpreis – jetzt profitieren

Abreisdaten 2015 Es het solangs het Rabatt

15.05. 1000	17.07. 1000	18.09. 1000
05.06. 1000	07.08. 1000	16.10. 1500
26.06. 1000	28.08. 1000	30.10. 2500

1. Tag Schweiz–Passau Busfahrt nach Passau. 17.30 Uhr «Leinen los!». **2. Tag Wien** Stadtrundfahrt* inkl. Stephansdom und Hofburg **3. Tag Ordas/Südungarn** Puszt–Rundfahrt* mit ungarischer Reiterkunst. **4. Tag Belgrad** Rundfahrt* mit Besuch Festung Kalemegdan und Nationalmuseum. **5. Tag Eisernes Tor/Kataraktenstrecke** Flussfahrttag **6. Tag Bukarest** Stadtrundfahrt. * **7. Tag Tulcea/Donaudelta** Rundfahrt* mit Katamaran. Ausflug* Schwarzes Meer mit Stadtrundgang Constanta. **8. Tag Rousse** Stadtrundfahrt/gang* **9. Tag Eisernes Tor** Flussfahrttag **10. Tag Novi Sad** Rundgang/-fahrt* mit Festung Petrovaradin. **11. Tag Mohács** Ausflug* nach Pécs. **12. Tag Budapest** Stadtrundfahrt* mit Burgviertel, Matthiaskirche und Fischer Bastei. **13. Tag Bratislava.** Rundfahrt/-gang* in Bratislava. **14. Tag Wachau** Im Bus zum Benediktinerkloster Melk* mit Weidegustation. **15. Tag Passau–Schweiz** Ausschiffung. Busrückfahrt.

Abreisdaten 2015 Es het solangs het Rabatt

29.05. 500	31.07. 500	09.10. 500
19.06. 500	21.08. 500	14.11.* 1200
10.07. 500	11.09. 500	21.11. 1200

* Reise mit New Harlem Ramblers

1. Tag Schweiz–Passau Busfahrt nach Passau. 18.00 Uhr «Leinen los!». **2. Tag Wien** Stadtrundfahrt* inkl. Stephansdom und Hofburg **3. Tag Ordas/Südungarn** Puszt–Rundfahrt* mit ungarischer Reiterkunst. **4. Tag Budapest** Stadtrundfahrt* und Ausflug «Budapest bei Nacht» (fak.). **5. Tag Budapest–Donauknie** Freier Vormittag. Busausflug* zum «Donauknie» in Esztergom **6. Tag Bratislava–Wien** Rundfahrt/-gang* in Bratislava. In Wien am Abend Transfer zum Prater und Heurigen (fak). **7. Tag Weissenkirchen/Wachau** Im Bus zum Benediktinerkloster Melk* mit Weidegustation. **8. Tag Passau–Schweiz** Ausschiffung. Rückfahrt per Bus.

* im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar

+ nicht im Ausflugspaket enthalten (Fr. 55.–)

Programmänderungen vorbehalten

Partnerfirma: Premicon Ltd.

MS Thurgau Ultra*****

Luxusschiff mit 53 Suiten und 7 Einzelkabinen für 113 Gäste. Suiten mit DU/WC, Föhn, TV, Radio, Minibar, Safe, Telefon und individuell regulierbarer Klimaanlage. Mitteldeck und Oberdeck mit franz. Balkon. Mini Suiten (14 m²) und Einzelkabinen (12 m²) auf Hauptdeck mit kleineren, nicht zu öffnenden Fenstern. Die Junior Suiten sind 18m² gross. Deluxe Suiten (22 m²) mit Sitzgruppe. Queen Suiten (30 m²) mit getrenntem Wohn- und Schlafbereich mit Balkon. Bordausstattung: Shop, Panorama-Restaurant und -Salon mit Theatron, Wiener Kaffee, Wellness / Fitness, Sonnendeck. Gratis WLAN. Lift Mitteldeck bis Oberdeck. **Nichtraucher Schiff** (ausser Smoker's Lounge).

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug) 1 2

Einzelkabine Hauptdeck	4290	2190
Mini Suite Hauptdeck	4290	2190
Junior Suite Mitteldeck mit franz. Balkon	4690	2390
Junior Suite Oberdeck mit franz. Balkon	5090	2590
Deluxe Suite Mitteldeck mit franz. Balkon	5490	2790
Deluxe Suite Oberdeck mit franz. Balkon	5890	2990
Queen Suite Oberdeck mit Balkon	6890	3490
Zuschlag Junior Suite zur Alleinbenutzung	1890	990
Ausflugspaket (11/6 Ausflüge)	390	230
Ausflug Schwarzes Meer/Constanta	55	–

Inkl. Kreuzfahrt, Vollpension, Bustransfer und Gebühren.
Weitere Details unter www.thurgautravel.ch

Schweizweit grösste Auswahl an Donauschiffen!

MS Antonio Bellucci***** 8/15 Tage ab Fr. 1390/2390
MS Sonata***** 8/15 Tage ab Fr. 1390/2690
MS Select Explorer**** 8/15 Tage ab Fr. 990/2290
MS Flamenco**** 8/15 Tage ab Fr. 990/2490
Hauptdeck, VP, An-/Rückreise, Taxen, Rabatt abgezogen,
Details siehe Internet oder Katalog bestellen.



Junior Suite (18 m²)



MS Thurgau Ultra*****

Online navigieren
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550

Rathausstrasse 5, 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00, info@thurgautravel.ch



Thurgau Travel
Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Fremdküssen

Die tiefere politische Bedeutung der Knutschszene von Brüssel. Von Roger Köppel

Letzten Montag reiste Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga aus unerfindlichen Gründen nach Brüssel, um Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker zu berichten, dass die Schweizer Landesregierung punkto Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative noch nichts Neues zu berichten habe. Den überflüssigen Freundschaftsbesuch, der erwartungsgemäss kein Resultat erzielte, nahm der augenscheinlich enthemmte Juncker zum Anlass für einen rabiaten Annäherungsversuch, der in der vielleicht merkwürdigsten Knutschszene in der Geschichte unserer Aussenpolitik gipfelte.

Der Chefkommissar warf sich der düpierten Bundespräsidentin an einem Pressetermin mit halbgeöffnetem Mund an die Wange, seine Nase an Sommarugas Schläfe gepresst, geschlossene Augenlider wie in Trance, steil abfallende Lippen, das Kinn fest angedockt am Unterkiefer seiner Besucherin. Diese liess den unsittlichen Vorstoss tapfer lächelnd, wenn auch etwas unwillig, über sich ergehen.

Sommaruga, die eher improvisationsscheue Politpianistin, die am liebsten nach streng festgelegten Partituren spielt, wirkte von Junckers Notlandung in ihrem Gesicht irgendwie befremdet, aber irgendwie auch nicht. Anstatt den disziplinlosen Luxemburger auf Distanz zu bringen, anstatt mit einer treffsicheren Bemerkung auf das hochnotpeinliche Brüsseler Fremdküssen hinzuweisen, strahlte sie nach der überstandenen Avance wie eine Muster Schülerin, die von ihrem Lehrer gerade eine Bestnote für gutes Betragen erhalten hatte.

Man könnte die Episode abhaken, wenn sie nicht eine tiefere Bedeutung der offiziellen Schweizer Europapolitik offenbarte. Auf der grossen Brüsseler Bühne tritt der Kleinstaat Schweiz derzeit als eine Art Vergewaltigungsopfer in Erscheinung, als fügsames Objekt auswärtiger Begierden, denen man sich zwar nicht unbedingt eigens andient, zu deren Abwehr einem aber auch offensichtlich die Kraft oder die Lust fehlt oder beides. Es ist ja zum Glück noch nicht so, dass sich Sommaruga Juncker an den Hals geworfen hätte. Aber eben: Die verklemmt-korrekte Helvetia ergibt sich, sobald ihr der europäische Stier entgegentorkelt.

Bilder sagen mehr als Worte. Die Bundespräsidentin hätte die bizarre Szene nutzen müssen, um der EU freundlich, aber unmissverständlich durchzugeben, dass die mutmasslich gutgemeinte Körperkontaktpolitik des Kommissionsvorstehers nicht über unüberbrückba-



Mysteriöser Schimmer von Unnahbarkeit.

re Differenzen hinweghelfe. Die Schweiz will sich nicht mit der EU vereinigen. Wie vernünftig handelten doch früher die Bundesräte, als sie auf offizielle Ausflüge ins Ausland verzichteten. Ihre Selbstbeschränkung auf das heimische Gelände half, die Schweizer Regierung im Ausland mit dem mysteriösen Schimmer von Unnahbarkeit und Überlegenheit zu umnebeln. Vermutlich waren die Bundesräte früher nicht besser, aber sie verstanden es geschickter, Peinlichkeiten zu vermeiden, indem sie durch Diskretion ihre Gewöhnlichkeit verbargen.

Sommaruga kapituliert vor Junckers Vereinahmung. Sie liefert damit der SVP ein schönes Symbolbild für den bevorstehenden europa-

politischen Wahlkampf, den der Bundesrat unbedingt vermeiden will. Seine Fernziele freilich sind klar: die ungeliebte «Masseneinwanderungsinitiative» soll versenkt, eine institutionelle Annäherung an die EU durch einen «Rahmenvertrag» vollzogen werden. Dem Volk wird man die beabsichtigte Unterwerfung unter europäisches Recht und europäische Richter mit einem Slogan wie «Vertrag zur Festigung der bilateralen Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU» anpreisen. Die Personenfreizügigkeit, die per Volksentscheid im Februar 2014 gekippt wurde, soll so durchs Hintertürchen wieder aktiviert werden.

Das sind keine Verschwörungstheorien, das ist eine realistische Beschreibung der Ausgangslage. Allerdings scheinen dem Bundesrat die eigenen Manöver allmählich selber etwas unheimlich zu werden. Wie man hört, ufernte die Sitzung vom Mittwoch letzter Woche, die eigentlich einen konkreten Gesetzesvorschlag zur Zuwanderung hätte bringen sollen, ungeplant zur epischen, dreistündigen Selbsterforschung aus. Plötzlich kamen Zweifel auf. Die Euroturbos im Gremium – allen voran Burkhalter, besonders heftig Berset, dann Widmer-Schlumpf und Sommaruga – scheinen sich ihrer Sache nicht mehr ganz so sicher zu sein. Man spürt den explosiven Unmut im Volk angesichts der anhaltend intensiven Freizügigkeit.

Niemand möchte hinterher als Totengräber eines Volksentscheids dastehen. Wenigstens im Wahljahr soll der Anschein gewahrt bleiben, dass dieser Bundesrat den Volkswillen respektiert. Auch wenn bereits mit Hochdruck an dessen Umgehung gewerkelt wird. Möglicherweise ungewollt offen äusserte sich an einer Tagung in Singapur (was machte sie eigentlich dort?) Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf. Vor Geschäftsleuten prellte sie mit der Meinung vor, die Schweiz müsse demnächst über ihr Verhältnis zur EU abstimmen, weil die Masseneinwanderungsinitiative und die bilateralen Verträge nicht vereinbar seien. War es mangelnde Vorsicht oder ein schlauer Positionsbezug in eigener Sache? Der oben beschriebene Plan wird bereits von offizieller Seite vorgepfad. Um den 9. Februar zu löschen.

Wie es auch herauskommen mag: Die Schweiz hat aus Sicht dieser Zeitung kein Interesse daran, sich enger an die EU zu binden. Zusammenarbeit, ja, aber keine Unterwerfung unter EU-Recht. Es wäre wirtschaftspolitisch falsch, die freiheitliche Schweiz den automatisierten Regulierungsgefahren des europäischen Binnenmarkts mit seinen hohen Steuern, unflexiblen Arbeitsmärkten und heftigen Staatsinterventionen auszusetzen.

In anspruchsvollen Zeiten wird deutlich: Die Schweiz muss handlungsfähig bleiben. Global, nicht nur europäisch. Der verletzte Kleinstaat kann sich das Risiko einer allzu engen Verflechtung mit einer erst noch darbenenden Wirtschaftszone nicht leisten.





Prophet und Politstar: Jannis Varoufakis. Seite 32



Europas Hauptstadt und die Muslime: Seite 28



Väterlicher Kampf ums Besuchsrecht: Seite 44



«Riskantes Spiel»: Regisseur Anderson. Seite 54

Kommentare & Analysen

5 Editorial

9 Kommentar Faulheit rentiert

9 Im Auge Kim Sears, Spielerfrau

10 Politik Von den Griechen lernen

10 Energie Hilfe, Endlager

11 Bilaterale Rosarote Zahlen

11 Personenkontrolle Marty, Lauber, Del Ponte, Schmidt, Tschäppät, Walz, Leupi, Riklin

11 Nachruf Marie-Theres Guggisberg, Fernsehfrau

12 Die Mär von der Abschottung

Von wegen Reduit: Die Schweiz ist offen und kooperativ

16 Gefährliche Liebschaften

Ein Jahr nach dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative

18 Schrebergärtner des Geistes

Sittenbild einer Kulturszene ohne Standpunkt

21 Beamte Feudale Selbstvorsorge

22 Die Deutschen Unterwerfung

22 Wirtschaft Weckruf oder Lockruf?

23 Ausland Auch die britische Politik zerfällt

24 Mörgeli Schawinskis A-Wort ohne Folgen

24 Bodenmann Mehr Seigniorage, bitte

25 Medien Everybody's Darlings

25 Gesellschaft Gesinnungsoffer

26 Darf man das? / Leserbriefe / Leserblitz

Hintergrund

28 Brüssel unterm Halbmond

Erkundungen an Europas krankem Herz

32 Der Minotaurus

Die Mission des griechischen Finanzministers Jannis Varoufakis

34 Ein Gebot der Menschlichkeit

Wende im Krieg gegen den Islamischen Staat

36 Ungeliebte Wahrheit

Argentinien nach dem Tod von Staatsanwalt Nisman

39 Brief aus Berlin Ein neues Spielzeug

44 Einmal Vater, nie mehr Vater

Wie eine Mutter ihren Ex-Partner ausbremste

46 Tyrannei der Wohlmeinenden

Die norwegische Vormundschaftsbehörde fackelt nicht lange

48 Gänzlich unverstanden

Autor Leo Tuor und seine Rätoromanen

50 Gleichstellung Und die Männer?

51 Justiz Helen Keller, die Schweizerin in Strassburg



«Es war ein Fehler zu starten»: Skilegende Zurbriggen. Seite 40

Interview

40 «Unheimliche Energie»

Pirmin Zurbriggen über seine epische Rivalität mit Peter Müller, die Entwicklung des Skisports und seine Sportschule im Wallis

Stil & Kultur

52 Stil & Kultur «Balthus – Cats and Girls»

54 «Die Leinwand auf den Kopf stellen»

Starregisseur Paul Thomas Anderson über Vorbilder, Irrwege und Pornos

58 Bestseller

58 Falsche Fährten

Krimiautorin Agatha Christie hatte keinerlei Mitleid mit den Opfern

60 Top 10

60 Kino «The Interview»

61 Jazz Rita Marcotulli & Luciano Biondini

62 Namen Solange der See zufriert

63 Hochzeit Nina Engele

63 Thiel Glückskekse

64 Wein Tenuta degli Dei: Cavalli 2011

64 Zu Tisch St. Moritz Gourmet Festival

65 Auto BMW X4 xDrive 35d

66 MvH trifft Joanna Przetakiewicz, Modeunternehmerin

Autoren in dieser Ausgabe

Ruedi Leuthold



Der Luzerner Journalist lebt seit Jahren in Rio de Janeiro und ist ein grosser Kenner Lateinamerikas.

In seinem Artikel beschreibt er die gequälte Volksseele von Argentinien, die nach dem rätselhaften Tod von Staatsanwalt Alberto Nisman nicht mehr zur Ruhe kommt. Seite 36

Andrea Caroni



Der Appenzeller FDP-Nationalrat und Rechtsanwalt gilt als Polittalent und Hoffnungsträger der Liberalen. In seinem Essay kritisiert er,

dass in der «Bilanz 1999–2014» zur Gleichstellung von Frau und Mann kein einziges Wort über die Benachteiligungen von Männern steht. Seite 50

Blättern wie im gedruckten Heft.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das E-Paper noch mehr Lesevergnügen. Beachten Sie den Link auf unserer Website.



DIE WELTWOCH



ABOVE & BEYOND

RANGE ROVER EVOQUE

EIN AUGENBLICK, DER ALLES VERÄNDERT.

Wer nicht an Liebe auf den ersten Blick glaubt, wird beim Range Rover Evoque eines Besseren belehrt. Eleganz gepaart mit Dynamik lassen ihn aus der Masse herausragen. Und so wie sein Äusseres fasziniert, begeistern seine inneren Werte. Vom edlen und komfortablen Interieur bis zur hocheffizienten 9-Stufen-Automatik. Ein Blick genügt, um sich zu verlieben. Vereinbaren Sie jetzt eine Probefahrt bei Ihrem Land Rover-Fachmann und profitieren Sie vom attraktiven 3.9% Sonderleasing.

landrover.ch

3.9% LEASING
ab CHF 527.-/Mt.*

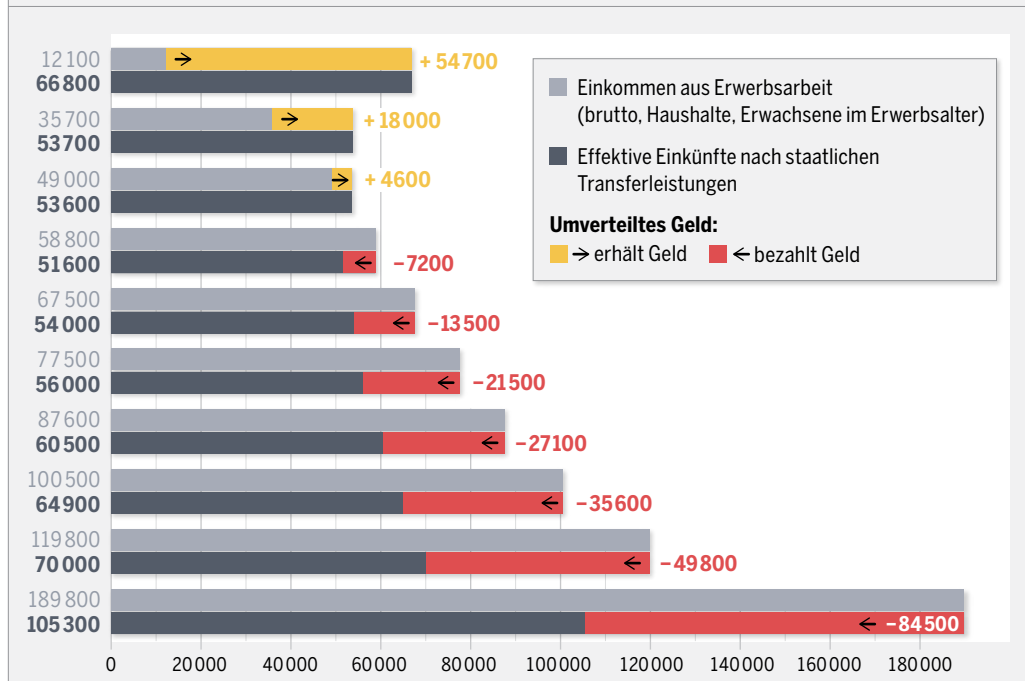


* Abgebildetes Modell: Range Rover Evoque 2.2 TD4 Dynamic, 5-Türer, man., 4WD, 150 PS/110 kW, Gesamtverbrauch 5.7 l/100 km (Benzinäquivalent 6.4 l/100 km), Ø CO₂-Emissionen 149 g/km, Energieeffizienz-Kategorie C, Verkaufspreis CHF 56'800.-, Leasing gültig vom 1.1. bis 31.3.2015 (Vertragsabschluss), Immatrikulation in der Schweiz. Leasingbeispiel: Range Rover Evoque 2.2 eD4 Pure, 5-Türer, gleiche Motorisierung, Ø CO₂-Emissionen aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeuge 144 g/km, Listenpreis CHF 44'900.-, Leasingrate CHF 526.10/Mt., eff. Leasingzins 3.97%, Laufzeit 48 Monate, 10'000 km/Jahr, Sonderzahlung 18% (nicht obligatorisch), Kautions 5% vom Finanzierungsbetrag (mind. CHF 1'000.-), Vollkasko oblig. Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Leasingpartner ist die MultiLease AG. Weitere Informationen bei Ihrem Land Rover-Fachmann.

Faulheit rentiert

Von Alex Baur — Schleichend ist in der Schweiz über die Jahrzehnte ein verqueres Sozialsystem hgediehen, das Fleissige bestraft. Den Misstand haben mittlerweile sogar einige Linke erkannt.

Haushaltseinkommen 2005 in der Schweiz



Alarmruf von links: Einkommen nach staatlicher Umverteilung.

Würden sie der ökonomischen Vernunft folgen, müssten viele Eltern ihre Stelle kündigen und sich beim nächsten Sozialamt melden. Eine letzte Woche publizierte Tabelle zeigt: Eine durchschnittliche Familie (Eltern im erwerbsfähigen Alter) mit einem Arbeitseinkommen von 12 100 Franken pro Jahr hat höhere Einkünfte als eine Familie mit einem Jahreslohn von 100 500 Franken (siehe Grafik). Wie ist das möglich? Ganz einfach: Eltern, die in Teilzeit oder gar nicht arbeiten, werden mit staatlichen Zuschüssen und Sachleistungen aller Art subventioniert, während die Fleissigen mit Steuern und Abgaben derart geschröpft werden, dass ihnen unter dem Strich weniger bleibt als den Arbeitsmuffeln.

Zahnlose Sanktionen

Die Erkenntnis ist an sich nicht neu. Die Daten wurden von der St. Galler Ökonomin Prof. Dr. Monika Engler erhoben, welche das Phänomen seit zehn Jahren in verschiedenen Konstellationen untersucht hat. Es handelt sich um einen globalen Überblick. Im Einzelfall können die Zahlen je nach Wohnort, Alter und Familiengrösse stark variieren. Das Fazit ist indes bei den meisten Konstellationen verheerend, mal mehr, mal weniger: Für den Mittelstand rentiert arbeiten oft nicht. Neu ist hingegen die Plattform, auf der die Tabelle der

Umverteilung lanciert wurde: Die Fondation CH2048, eine linksliberale Institution. Neben einem Freisinnigen (Fulvio Pelli) finden sich im Stiftungsrat vor allem Sozialdemokraten wie Corine Mauch, Alexander Tschäppät, Roger Nordmann und Dori Schaer-Born. Der SP gehört auch Christoph Koellreuter an, der Gründer der Organisation.

Der Alarmruf von links ist auch deshalb von Brisanz, weil er – Zufall oder nicht – zusammenfiel mit der Ankündigung eines Reformprozesses bei der Skos. Die Sozialhilfekonferenz ruft zu einer offenen Debatte über ihre Richtlinien auf. Misstrauen ist zwar angebracht, zeichnete sich die Skos bislang doch durch eine fast autistische Unfähigkeit aus, Kritik auch nur wahrzunehmen. Es gibt bereits Forderungen aus der Branche nach noch mehr Fürsorgegeld, in einer Zeit notabene, in der die reale Wirtschaft über Lohnsenkungen diskutiert. Doch der Austritt einiger Gemeinden aus dem eidgenössischen Sozialkartell dürfte Wirkung zeitigen. Druck kommt insbesondere aus jenen Kantonen, in denen es keinen Lastenausgleich im Fürsorgewesen gibt und in denen die Kommunen unter der Last explodierender Sozialleistungen ächzen.

Immerhin anerkennt die Skos heute, dass es Probleme gibt: Die Sozialleistungen für junge

»» Fortsetzung auf Seite 10

Die Schmetterlady



Kim Sears, Spielerfrau.

Darf eine Lady wie Kim Sears, die englische Literatur studiert hat, die im Alltag auf Bestellung Tierporträts malt, bissige Plutos und schnurrende Rubys, die das Landleben in Sussex, Orchideen und ihre zwei Goldfische liebt, die im Königreich fast so bewundert wird wie Kate Middleton und die ihr sehr ähnlich sieht, darf eine solche Märchenschönheit, die ausserdem auch durch einen 250 000-Pfund-Verlobungsring mit dem schottischen Tennishelden Andy Murray verbandelt ist – darf ein solch feenhaftes Wesen fluchen?

Die Expertenelite der Lippenleser stand letzte Woche vor der schwierigsten Herausforderung. Nach eingehender Prüfung galten etwa folgende Aussagen aus dem Mund der Spielerbraut als gesichert: «Fucking hell! That fucking Czech ...» und «That fucking Czech, you fat old fucking ...» Flüche, auf den Court geschmettert im Zorn über den Tschechen Tomas Berdych, der ihrem Andy gerade etwas nahe rückte im Viertelfinal in Melbourne. Empörung! Rassistische Beleidigung! Politisch total unkorrekt! Shitstorm! Wir hatten ja unseren eigenen Fall, als Lady Mirka Federer den arglosen Stan Wawrinka – unüberhörbar – mehrmals als *cry-baby* verhöhnte und eine Männerfreundschaft von nationalem Interesse aufs Spiel setzte. Andy Murray wirkt vielleicht etwas schutzbedürftiger als andere. Als Neunjähriger überlebte er das Schulmassaker von Dunblane, das siebzehn Todesopfer forderte. Danach liessen sich seine Eltern scheiden. Der Vater verschwand und tauchte erst wieder auf, als Andy berühmt war. Die dauerpräsente Mama Judy galt als «fauchende Cobra» (*Daily Mail*) des Tenniszirkus. Vor zwei Jahren, als Murray erstmals in Wimbledon siegte, liess sie sich von einer PR-Firma einen neuen Look und Manieren verpassen. Freundin Kim lernte Andy schon als Teenager kennen. Ihn umsorgt inzwischen auch eine Frau als Coach, Amélie Mauresmo. Zum Finalspiel trug Kim Searsein T-Shirt mit der Brustaufschrift: «Warnung an Erziehungsberechtigte: anstössiger Inhalt». Aber alle Frauenpower half Andy nichts im Final, er unterlag Novak Djokovic. Einem f... Serben. Peter Hartmann

Erwachsene und kinderreiche Familien liegen oft weit über den Einkünften, welche diese auf dem Arbeitsmarkt erzielen könnten; finanzielle Anreize für Arbeitssuchende zeitigen kaum messbare Erfolge; die Sanktionen sind zahnlos und werden selten angewendet.

Das Kernproblem hinter der ganzen Misere ist für die Skos nach wie vor tabu: Um Existenzsicherung geht es bei der Sozialhilfe schon lange nicht mehr, es handelt sich vielmehr um ein System der Umverteilung. Das lässt sich am Beispiel des Grundbedarfs aufzeigen: Er wird nicht etwa nach dem berechnet, was ein Mensch effektiv zum Leben braucht, sondern nach den tiefsten Arbeitseinkommen. Bei diesem verqueren Rechenmodell bleibt trotz Vollbeschäftigung und Wohlstand die Zahl der vermeintlich «Armutsbetroffenen» stets konstant. Unter Milliarden werden der Millionär zum armen Schlucker.

Sozialstaat untergräbt Solidarität

Man muss sich fragen, warum so viele Menschen immer noch arbeiten, obwohl sie als Sozialrentner finanziell besser fahren würden. Die Erklärung liegt auf der Hand: Das Stigma der Fürsorge hat auf viele Menschen offenbar immer noch eine abschreckende Wirkung. Doch bei den jüngeren Generationen fallen diese Hemmungen, wie die Statistiken eindrücklich zeigen: Es ist die Gruppe mit den höchsten Zuwachsraten. Das kommt nicht von ungefähr: Im gleichen Mass, in dem die Eigenverantwortung an den Staat delegiert wurde, schwand die Solidarität unter den Menschen; im gleichen Mass, in dem die Anspruchshaltung gestiegen ist, verkümmerte die Bereitschaft, etwas für den Nächsten zu leisten. Auch wenn es paradox klingt: Der wuchernde Sozialstaat hat zu einer Entsolidarisierung der Gesellschaft geführt. Es ist ein schleichender Prozess, der sich über Generationen hinzieht. Und das ist das Fatalste an der Geschichte: Es dauert Jahrzehnte, bis die falsche Politik ihre verheerende Wirkung entfaltet.

Das ungerechte Umverteilungssystem wurde in einer Zeit auf- und ausgebaut, in der die bürgerlichen Kräfte landesweit über eine komfortable Mehrheit verfügten. In der Sozialbranche waren die Linken zwar immer federführend, doch die Fehlentwicklung war nur möglich, weil die Rechte sie zulies – weil das Thema sie nicht interessierte, weil es unbequem ist. Das hat sich in jüngerer Zeit zwar etwas geändert. Doch ohne die Sozialdemokraten, welche den Umverteilungsapparat nach wie vor beherrschen, ist eine Trendwende nicht möglich. Die Aktion der Fondation CH2048 lässt darauf hoffen, dass mittlerweile auch dem einen oder anderen Genossen dämmert, dass unser Umverteilungssystem weder solidarisch noch sozial ist.

Politik

Griechisch lernen

Von Peter Keller — Athen trickst die EU aus. Der Bundesrat irrt auf allen vieren herum.



Totalsozialismus: Parteiführer Zyprias.

Zuerst mogelte sich Griechenland in die Euro-Zone. In keinem Jahr erfüllte Athen die Vorgaben. Ende 2014 betragen die griechischen Schulden rund 175 Prozent des BIP – gemäss Euro-Stabilitätspakt dürften es höchstens sechzig Prozent sein. Mittlerweile wird in der EU der Begriff «Stabilitätspakt» tunlichst vermieden, denn mit Stabilität und Vertragstreue hat die europäische Währungspolitik schon lange nichts mehr zu tun.

Schulz wird abgeputzt

In Griechenland ist die linksradikale Syriza an der Macht. Ihr Parteiführer Alexis Zyprias setzt auf Totalsozialismus: zehntausend zusätzliche Beamte, rauf mit den Renten, höhere Mindestlöhne, Privatisierungsstopp maroder Staatsbetriebe. Der anreisende EU-Parlamentspräsident Martin Schulz wird abgeputzt, die Troika vor die Tür gesetzt, dafür sucht Zyprias Verbündete bei seinen Schuldenkameraden in Paris, Rom und Madrid.

Und was passiert? Deutschland stellt ein Milliardenhilfspaket in Aussicht, EU-Kommissionspräsident Juncker zeigt Verständnis und will die Troika abschaffen, die Europäische Zentralbank unter Mario Draghi (Italiens Defizitquote liegt bei 135 Prozent) macht aus dem Euro eine europäische Lira und ist daran, die Schulden zu vergemeinschaften.

Bundesrat ohne Plan

Währenddessen reist Simonetta Sommaruga ohne Plan nach Brüssel und lässt sich von Juncker abschmatzen. Was passiert? Die EU droht und will nicht verhandeln («Keine Annäherung»). Der Bundesrat irrt auf allen vieren herum und versucht lieber, die Bevölkerung zu Hause auszutricksen. Die Griechen halten es umgekehrt.

Energie

Hilfe, Endlager

Von Alex Reichmuth — Die Nagra macht vorwärts. Das ist für die Atomgegner bedrohlich.

Die Schweiz «sucht und sucht seit Jahren – und wird doch nicht fündig», schrieb der Tages-Anzeiger noch am letzten Freitag. Am gleichen Tag aber gab die Nationale Genossenschaft für die Lagerung radioaktiver Abfälle (Nagra) kräftig Schub bei der Suche nach einem Standort für ein Endlager. Sie reduzierte die Gebiete, die für die Lagerung radioaktiver Abfälle in Frage kommen, von sechs auf zwei. Zur Diskussion stehen nun noch der aargauische Bözberg und das Zürcher Weinland.

Die Reaktion der eingefleischten Atomgegner kam prompt. Der Entscheid sei «verfrüht», «übereilt» und «nicht transparent», tönnte es. Vor allem bei den Grünen war man enerviert. Die Nagra «will nun rasch einen Standort durchdrücken», schimpfte Co-Präsidentin Regula Rytz. «So kann es nicht weitergehen.» Die Nagra müsse aufgelöst werden.

Bau könnte beginnen

Seit Jahren ist das angeblich ungelöste Abfallproblem eines der Hauptargumente der Anti-Atom-Lobby gegen Kernenergie. «Man hat heute [...] keine Ahnung, wie der radioaktive Abfall entsorgt werden soll», behauptete etwa Martin Bäuml. Der Präsident der Grünliberalen Partei betrieb damit vorsätzliche Falschinformation, denn auf welche Art der Abfall entsorgt werden kann, ist heute bis in die Details bekannt. Im Felslabor Mont Terri, das die Nagra im Jura betreibt, kann sich davon überzeugen, wer es nicht glaubt. Es gibt keine anderen toxischen Substanzen, deren Entsorgung derart umsichtig und aufwendig vorbereitet wird wie die der radioaktiven Stoffe. Noch nicht entschieden ist nur, wo das künftige Lager hinkommen soll. Dass diese Frage wohl nochmals mindestens zehn Jahre offenbleiben wird, liegt am äusserst aufwendigen Auswahlverfahren. Durchgesetzt haben dieses Verfahren die Atomgegner. Vom technischen Wissen her könnte der Bau eines Endlagers schon morgen beginnen.

Mit ihrem Entscheid, die Suche bereits auf zwei statt auf vier Gebiete zu beschränken, hat die Nagra nun angedeutet, dass es schneller gehen könnte mit der Entsorgung des radioaktiven Abfalls. Gerade das ist für die Atomgegner bedrohlich. Denn je rascher die Organisation vorwärtsmacht mit dem Endlager, desto weniger fangen die Beschwörungen des ungelösten Abfallproblems. Dann lieber die Nagra vorsorglich auflösen, damit es nicht so weit kommt!

Rosarote Zahlen

Von Beat Gygi — Eine ETH-Studie stellt die Verträge mit der EU ins beste Licht.

Was wäre, wenn die bilateralen Verträge zwischen der Schweiz und der EU wegfielen? Wie viel bringen die Bilateralen der Schweiz? Seit langem sind einigermaßen gesicherte Antworten auf diese Fragen gesucht, da die Zukunft der Verträge nach der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative offen ist. Nun hat die Konjunkturforschungsstelle (KOF) der ETH Zürich eine Studie vorgestellt, die mit dem Titel «Der bilaterale Weg – eine ökonomische Bestandsaufnahme» viel verspricht.

Auf den rund 170 Seiten zeichnet sich vom bilateralen Weg trotz Anwendung ausgeklügelter Untersuchungsmethoden jedoch kein scharfes Bild ab, eher eine Fläche voller Grautöne. Die Autoren konzentrieren sich auf die Personenfreizügigkeit und kommen zum Schluss, dass diese die Zuwanderung in die Schweiz jährlich netto um 10 000 bis 15 000 Personen im Erwerbsalter erhöht haben dürfte. Dabei habe eine regere Zuwanderung aus der EU den Zuzug aus anderen Staaten etwas verdrängt. Damit – so die Studie – scheine das politische Ziel erreicht worden zu sein, nämlich die Bevorzugung der Zuwanderung aus der EU gegenüber anderen Beziehungen.

Relativierungen und Unsicherheiten

Viele Berechnungen dagegen sind mit so vielen Relativierungen und Unsicherheiten verbunden, dass sie zur Beantwortung von Fragen nach den genauen wirtschaftlichen Wirkungen der Bilateralen wenig helfen. Laut Studie kann es sein, dass die Personenfreizügigkeit die Wachstumsfähigkeit der Schweizer Wirtschaft nach 2003 erhöht hat, vielleicht hat die Zuwanderung die gesamte Produktivität im Land etwas gesteigert, möglicherweise verbesserte sich sogar das Wachstum pro Kopf ein wenig. Zwingende Schlüsse gibt es aber nicht, auch nicht in der Frage, ob Zuwanderer die einheimischen Arbeitskräfte eher ergänzen oder konkurrenzieren.

Immerhin mutet diese Darstellung der Verhältnisse ehrlich an – vor allem auch an der Stelle auf Seite 27, an der steht: «Als abschliessende Einschätzung möchten wir hinzufügen, dass es nicht eines empirischen Nachweises für eine Erhöhung der Schweizer BIP-Potenzialwachstumsrate bedarf, um die Personenfreizügigkeit zu begrüssen.» Aus dieser Sicht ist auch verständlich, dass eine brisante und vielleicht sogar messbare Nebenwirkung der Personenfreizügigkeit nicht zur Sprache kommt, nämlich der dadurch provozierte Wildwuchs von flankierenden Massnahmen.

Personenkontrolle

Marty, Lauber, Del Ponte, Schmidt, Tschäppät, Walz, Leupi, Riklin

André Marty wird Informationschef von Bundesanwalt **Michael Lauber**. Der frühere SRF-Nahostkorrespondent mit Oberwalliser Wurzeln verfügt über einschlägige Erfahrungen mit der Bundesanwaltschaft (BA). Als Redaktor der *Sonntagszeitung* veröffentlichte er 1994 vertrauliche Untersuchungsberichte der BA über die Tätigkeiten der Islamischen Heilsfront (FIS) in der Schweiz – obwohl die damalige Bundesanwältin **Carla Del Ponte** die Publikation zu verhindern suchte. Worauf die BA am 6.12.94, verstärkt durch eine zwölfköpfige Eskorte der Zürcher Kantonspolizei, eine Hausdurchsuchung in den Redaktionsräumen der *Sonntagszeitung* und in Martys Zürcher Wohnung durchführte. Der Ex-Journalist ist inzwischen längst vom Saulus zum Paulus geworden. In den letzten drei Jahren tat er, unbemerkt von der Öffentlichkeit, Dienst bei der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza). (hmo)



Einschlägige Erfahrungen: Ex-Journalist Marty.

Vor einem Jahr trat der Stadtberner Finanzdirektor **Alexandre Schmidt** (FDP) die Berner Mietaffäre los: Rund die Hälfte aller Mieter erfüllten die Anforderungen für eine subventionierte städtische Wohnung nicht, auch Stadtpräsident **Alexander Tschäppäts** Sohn (SP) hatte profitiert. Nun meldet Schmidt Vollzug: Der 232. und letzte Fall ist abgeschlossen. Auch die Familie des Gartenbauunternehmers **Helmut Walz** muss ihre zwei subventionierten Zweizimmerwohnungen (Miete total 1750 Franken) am Wylerring verlassen; ihnen wurden die Millionen zum Verhängnis. Was im rot-grünen Bern Grund für einen Rauswurf ist, ist im rot-grünen Zürich kein Problem. Nachdem die *Weltwoche* mehrere Fälle von begüterten Mietern in Stadtwohnungen publik gemacht hatte, verschärfte Finanzvorsteher **Daniel Leupi** (Grüne) das Regime zwar leicht. Das Vermögen wird aber weiterhin nicht berücksichtigt. CVP-Nationalrätin und Besitzerin mehrerer Liegenschaften, Kathy Riklin, kann in ihrer Wohnung an der noblen Schippe bleiben – zum Sozialpreis. (cal)

Nachruf



Subtiler Humor: Moderatorin Guggisberg.

Marie-Theres Guggisberg (1943–2015) — Sie war weder ein Glamourgirl, noch stand sie im Fokus der Boulevardpresse oder der Fernsehkritiker. Sie war zu distanziert, zu solide, zu streng in ihrem journalistischen Selbstverständnis. Sie war schlicht, zurückhaltend, aber äusserst verlässlich. Sie zelebrierte nicht Nachrichten, sondern vermittelte das Geschehen in der Schweiz, in der Welt schnörkellos, sie diente einer unverbrüchlichen Passion: der ungefärbten Information. Ein wahrer Gegensatz zu heute, wo viele Moderatoren nur sich selbst zu inszenieren trachten. Es war kein riesiges Medienereignis, als sie im Februar 1980 das erste Mal um 19.30 Uhr zur Hauptausgabe der «Tagesschau» im neuen Studio sass. Marie-Theres Guggisberg, von der die Rede ist, nahm in Kauf, dass sie quasi freischwebend im Studio auf einem Stuhl zu moderieren hatte, obwohl ihr dabei nie ganz wohl war. Es war nicht ihre Welt. Der Zwang zur Bebilderung der Nachrichten entsprach nicht ihrem analytischen Anspruch. Der Ton in der Redaktion war ihr zu rau. Die täglichen Auseinandersetzungen um die Relevanz der Themen war ihre Sache nicht. Unvergesslich ist mir ihr leiser, subtiler Humor. Dass sie sich der Faszination des Mediums Fernsehen nicht zu entziehen vermochte, war wohl das Verdienst des damaligen «Tagesschau»-Chefs Hermann Schlapp. Er suchte akademisch gebildete Journalisten, wollte die vertiefte Analyse. Sie strich nach nur einem Jahr die Segel, wie später auch Schlapp. Sie wechselte in die Kommunikationsberatung und fühlte sich wohl im Umfeld klar geordneter Systeme. Marie-Theres Guggisberg starb 71-jährig. Anton Schaller

Die Mär von der Abschottung

Von Beat Gygi und Markus Schär — Wer der Schweiz vorwirft, sie wende sich von der Welt ab, sollte zuerst schauen, wie offen und kooperativ das Land eigentlich ist.

Vor einem Jahr hat das Schweizer Volk die Initiative gegen die Masseneinwanderung angenommen, und seither erscheint das Land bei Berufspolitikern, Verwaltungsangestellten, Wirtschaftsorganisationen, Gewerkschaften, Managern, intellektuellen Wortführern und den meisten Journalisten in schlechtem Licht. Die Schweiz riskiere damit die Abschottung, lautet der häufigste Vorwurf; sie schotte sich ab von Europa, verweigere sich internationalen Spielregeln, die Weltoffenheit und die Freiheit des Landes seien bedroht. Die Gegner der Initiative nannten die Vorlage seinerzeit im Stil eines Kampfbegriffs «Abschottungsinitiative», und seit mehr als einem Jahr ist nun auf zahllosen Papierseiten und Internetseiten, in Vorträgen und Fernsehsendungen ein regelrechter Mythos von der Abschottung der Schweiz aufgebaut worden.

Durch gegenseitiges Abschreiben und Nachsagen bestärkten sich Kommentatoren in der Meinung, die unbegrenzte Personenfreizügigkeit sei unabdingbarer Teil einer liberalen Ordnung und absolute Voraussetzung, um Zugang zum EU-Binnenmarkt zu erlangen. Deshalb sei das Tolerieren beliebiger Einwanderungsströme unumgänglich, um die bilateralen Verträge Schweiz - EU zu retten. Mit solchen Klischeevorstellungen gehen auch Schweizer Politiker zu ihren Brüsseler Kollegen, wie dies immer wieder aus Interviews hervorgeht.

Personenverkehr

Dabei sieht die Wirklichkeit anders aus. Vergleicht man die Schweiz mit anderen Ländern, ist es abwegig, von einer Abschottung zu sprechen. Dies zeigt sich bereits bei scheinbar banalen Themen. Der Transitverkehr wird an der

Grenze nicht aufgehalten, er kann so frei von Basel nach Bellinzona fließen wie eh und je, weder Personen, Lastwagen, Autos noch Güter werden blockiert. Die von den Schweizer Steuerzahlern gebauten, teuren Nord-Süd-Verkehrswege stehen den Ausländern zudem fast kostenlos zur Verfügung, obwohl Deutschland und Italien sich nicht an die Abmachungen halten und ihre Anschlüsse nördlich und südlich der Schweizer Grenze nicht in Form bringen.

Auch wenn es um Menschen geht, zeigt sich alles andere als eine Abschottung. «Ein Drittel der Bevölkerung hat einen Migrationshintergrund», meldete kürzlich das Bundesamt für Statistik. 2013 hatten 2,37 Millionen Personen

2003 hatten erst 29 Prozent einen Migrationshintergrund, zehn Jahre später sind es 35 Prozent.

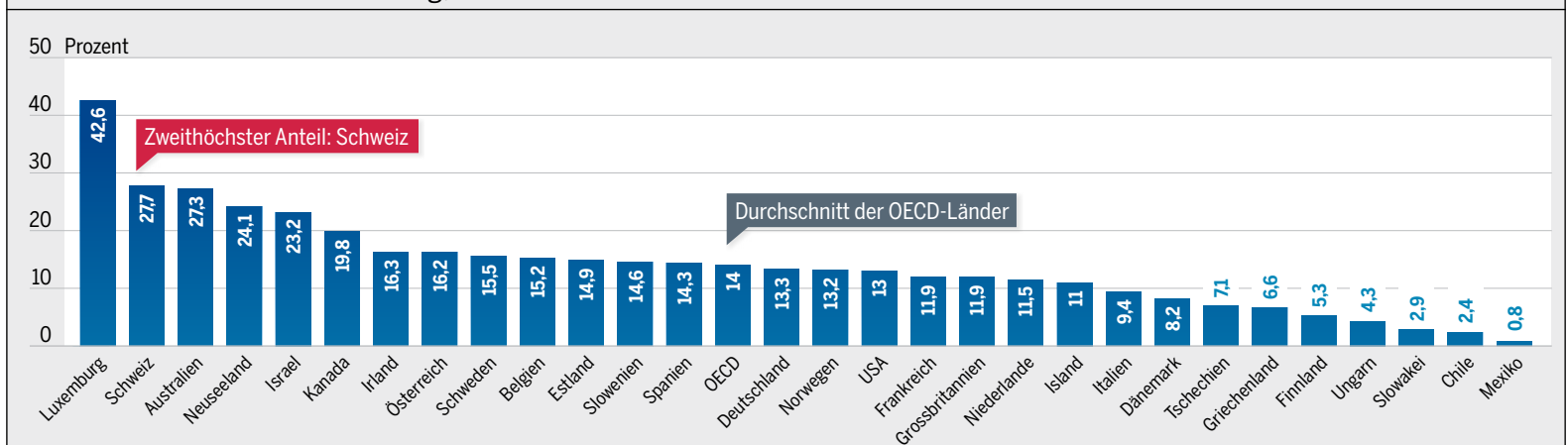
oder 35 Prozent der Einwohner des Landes (ab fünfzehn Jahren) ausländische Eltern, oder sie stammten selber aus dem Ausland, wobei auch Eingebürgerte dazu zählen. 28 Prozent der inländischen Bevölkerung sind Migrationspersonen, die in erster Generation in der Schweiz leben, sieben Prozent wohnen in zweiter Generation hier. Und diese Gruppe befindet sich in stetiger Ausdehnung. 2003 hatten erst 29 Prozent der Bevölkerung einen Migrationshintergrund, und dass man zehn Jahre später bei 35 Prozent ist, ist zu drei Vierteln der Zuwanderung zuzuschreiben.

Zudem geht die Zuwanderung weiter. Von Januar bis August 2014 hat die ständige ausländische Wohnbevölkerung um rund 37 500 zugenommen, bezogen auf die Periode September



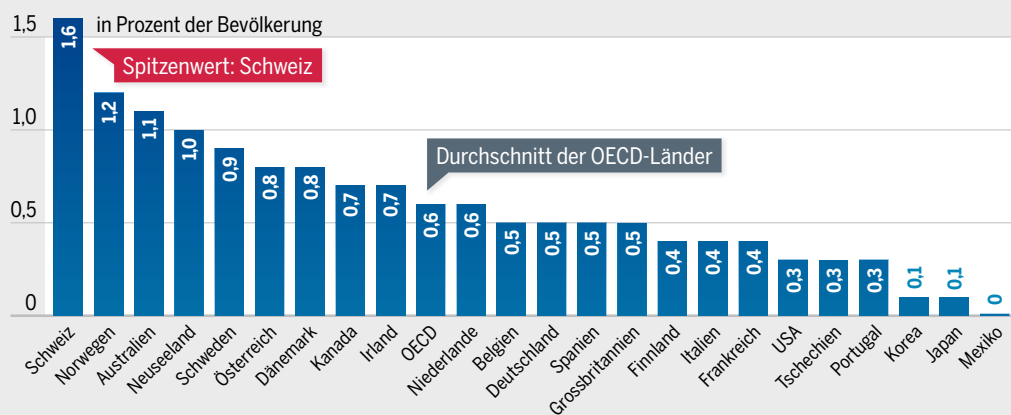
Globalschweizer.

Ausländeranteil in der Bevölkerung, 2012

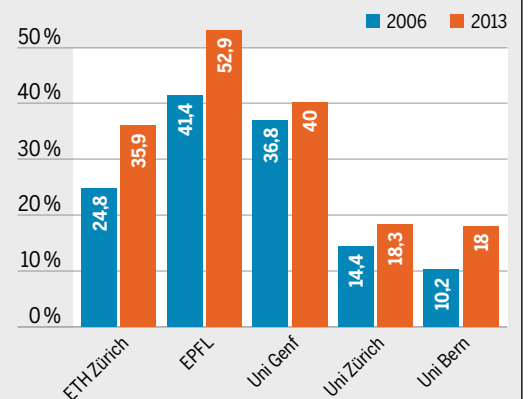




Zuwanderung im internationalen Vergleich, 2012



Ausländeranteil an Schweizer Unis



2013 bis August 2014 waren es rund 59 500 Menschen. Damit wurde der Wachstumspfad des vorangegangenen Jahres fast wie mit dem Lineal weitergeführt. Ein hoher Ausländeranteil und hohe Zuwanderung – in dieser Hinsicht ist die Schweiz im Kreis der Industrieländer an der Spitze. Die Schweizer Politiker müssten ihren EU-Kollegen einfach die zwei Grafiken auf den vorangehenden Seiten zum internationalen Vergleich der Migration zeigen: Kein anderes Land hatte jüngst eine so hohe Zuwanderung in Prozent der Bevölkerung und, abgesehen vom Spezialfall Luxemburg, hat kein anderes OECD-Land einen so hohen Ausländeranteil wie die Schweiz. Deutschland kommt nicht einmal auf die halbe Quote, Frankreich und Italien kommen auf noch weniger.

Die Offenheit der Schweiz nimmt auch in umgekehrter Richtung zu. Die Population der Auslandschweizer wächst der Tendenz nach weiter, und jüngst waren es 0,75 Millionen Personen, die als «fünfte Schweiz» im Ausland lebten. Bemerkenswerterweise ist immer noch Frankreich das begehrteste Land (für knapp 195 000 Auslandschweizer).

Humanitäre Hilfe

Geradezu absurd wäre es, der Schweiz auf humanitärem Gebiet Abschottungstendenzen vorzuwerfen. Bei den Asylbewerbern in Europa brauche es eine gerechtere Verteilung, betonte Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga kürzlich: «Es kann nicht sein, dass fünf bis sechs Staaten drei Viertel aller Asylbewerber in Europa aufnehmen und die anderen sich zurücklehnen.» Die fünf Staaten, die 2013 am meisten Asylgesuche behandelten, sind Deutschland (126 705), Frankreich (64 760), Schweden (54 270), Grossbritannien (29 875) und Italien (27 930). Gleich dahinter, als sechstes Land also, folgt die Schweiz mit 21 460 Asylgesuchen.

Das bedeutet, dass sie pro Kopf der Bevölkerung viel mehr Asylbewerber aufnimmt als fast alle anderen Länder, nämlich 2650 pro Million Einwohner. Mit Ausnahme des Sonderfalls Malta liegt in dieser Rechnung nur Schweden mit 5680 Gesuchen vor der Schweiz; Deutsch-

land bewältigt gut die Hälfte, Italien nicht einmal ein Fünftel. Und die Verteilung bleibt auch ungleich, wenn die Wirtschaftskraft berücksichtigt wird, wie es Deutschland intern mit dem Königsteiner Schlüssel tut: Nach dieser Rechnung muss die Schweiz um sechzig Prozent zu viele Asylgesuche bearbeiten, während Grossbritannien und Italien nur die Hälfte dessen leisten, was sie müssten. Deutschland, wo sich verschiedene Regionen gegen Asylzentren wehren, liegt mit 48 Prozent Mehrbelastung auch bei dieser Berechnung zurück.

Die Schweiz leistet aber auch einen vorbildlichen Einsatz, um Flüchtlingsströme zu verhindern. «Sie spielt eine Schlüsselrolle in der internationalen Gemeinschaft», stellte die OECD in ihrer jüngsten Peer-Review fest. Die Schweiz sei bei der humanitären Hilfe das zehntwichtigste Land, und vor allem zeichne

Die Schweiz nimmt pro Kopf der Bevölkerung mehr Asylbewerber auf als fast alle anderen Länder.

sie sich durch Verlässlichkeit aus. Um in den Nachbarländern Syriens die Flüchtlinge betreuen zu können, rief die Uno 2014 zur grössten Hilfsaktion ihrer Geschichte auf. Ihr Appell brachte 2,4 Milliarden Dollar ein, dazu trug die Schweiz – nach 55 Millionen in den Vorjahren – weitere 30 Millionen bei, pro Kopf doppelt so viel wie Grossbritannien und viermal so viel wie die USA als wichtigste Geberländer.

Auf dem elften Rang lag die Schweiz bisher bei der gesamten Entwicklungshilfe, gemessen am Bruttoinlandprodukt (BIP). 2012 zahlte sie dafür zwei Milliarden Franken, das sind 0,45 Prozent des BIP. Das Parlament sprach sich aber dafür aus, auf 0,5 Prozent aufzustocken, also den Budgetposten in diesem Jahr auf 2,6 Milliarden zu erhöhen. Damit läge die Schweiz hinter Luxemburg, Schweden und Norwegen, die fast ein Prozent zahlen, Dänemark (0,84 Prozent), den Niederlanden (0,71 Prozent), Grossbritannien (0,56 Prozent) und Finnland (0,53 Prozent) weltweit auf dem

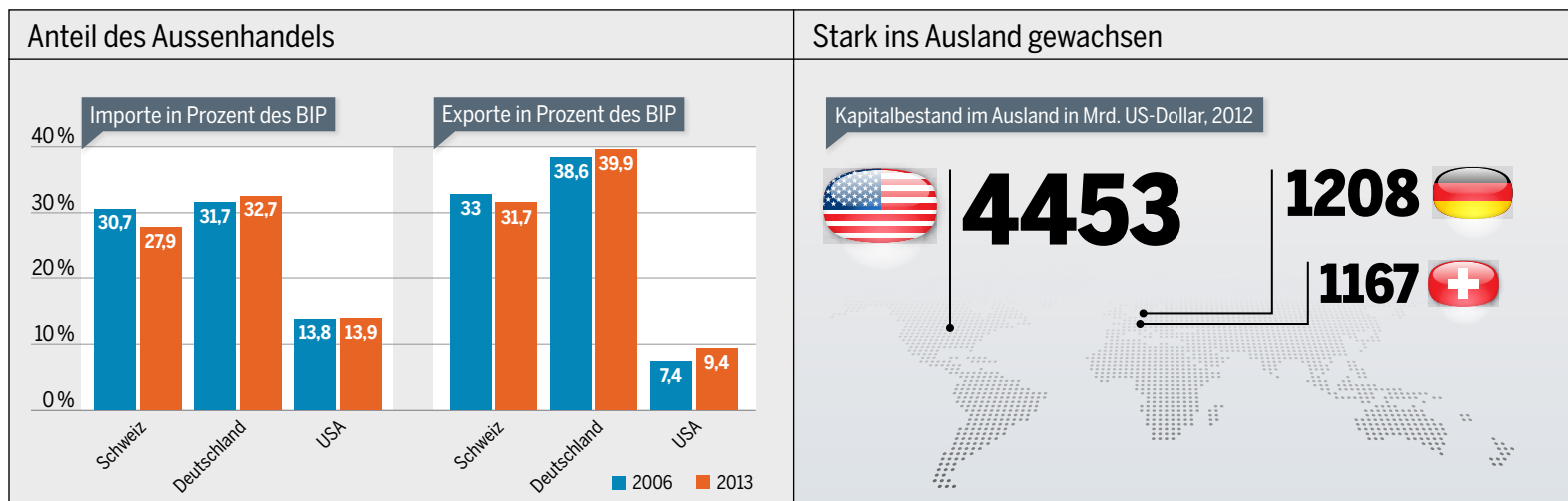
achten Platz. Und bei der Entwicklungszusammenarbeit gilt wie im Asylwesen: Die Schweizer erfüllen ihre Pflichten getreulich, auch wenn es andere nicht tun.

Exportwirtschaft

«Jeder zweite Franken wird im Ausland verdient.» Mit dieser Formel warb Bundesrat Schneider-Ammann früher als Vertreter der Maschinenindustrie für Anliegen der Exportwirtschaft, und die Formel trifft zu. Was im Inland läuft, ist bei weitem nicht alles, was die Schweizer Wirtschaft leistet. Die Grafik unten zeigt, dass die Exporte 2013 knapp 32 Prozent des Bruttoinlandproduktes ausmachten, ein Drittel der gesamten inländischen Wirtschaftsleistung ist also dem Geschäft mit Kunden im Ausland zu verdanken, die Schweizer Waren kaufen und geliefert bekommen. Und soeben wurde bekannt, dass die Schweizer Exporte 2014 mit 208 Milliarden Franken einen Rekordwert erreicht haben, dies vor allem dank einer prosperierenden Pharma- und Chemieindustrie.

Nimmt man die Dienstleistungen dazu, etwa Übernachtungen deutscher Gäste in hiesigen Hotels, wird tatsächlich gut die Hälfte im Ausland verdient. Etliche Schweizer Firmen sind sogar vollständig aufs Exportieren ausgerichtet. Sensorion etwa, ein Hersteller von Sensoren, der in den neunziger Jahren von zwei ETH-Doktoranden gegründet wurde und heute mit rund 600 Mitarbeitern an der Weltspitze mitmischt, hat sich mit Forschung und Entwicklung sowie der ganzen Produktion in Stäfa eingerichtet. Verkauft werden die Sensoren aber praktisch alle im Ausland, auch in den an den Wilden Westen erinnernden asiatischen Handymärkten.

Die Schweiz ist viel globalisierter als die USA. Amerika mag bei Innovationen und Regulierungen weltweit tonangebend sein, aber im Vergleich mit der Schweiz ist Amerikas Wirtschaft eine regelrechte Binnenwirtschaft, die mit Blick auf den Marktzugang oft auch durch ziemlich protektionistisches Gebaren auffällt. Exportiert werden nicht einmal ganz 10 Pro-



zent der Wertschöpfung, und die Importe erreichen knapp 15 Prozent. Die Schweiz ist mit ihrer Exportquote aber auch nicht Weltspitze. Ungarn oder die Slowakei kommen auf 80 bis 90 Prozent, und der langjährige Exportweltmeister Deutschland weist eine Ausfuhrquote von fast 40 Prozent vor. All die Schiffsladungen von deutschen Autos fallen nicht nur absolut, sondern auch relativ ins Gewicht.

Allerdings sagt die Export- und Importintensität noch nicht alles aus über wirtschaftliche Offenheit. Ja, das Verschieben von Gütern ist eigentlich eine ältere Entwicklungsstufe, die dann mehr und mehr dazu führt, dass die Firma selber ins Ausland wächst. Unternehmen errichten Niederlassungen im Ausland, um von günstigeren Kosten und kürzeren Vertriebswegen zu profitieren und vor Ort auch besser zu spüren, was am Markt gut ankommt. Manchmal verlangen auch ihre Abnehmer, etwa die Auto- oder Handyhersteller in Asien, dass die Lieferanten in ihre Nähe kommen.

Im Hinauswachsen in die Welt sind Schweizer Firmen stark, ein typisches Beispiel ist die in Heerbrugg ansässige SFS-Gruppe, die Präzisionsteile herstellt, unter anderem winzig kleine Schrauben in Milliardenzahl zur Montage von Smartphones. Früher produzierte SFS als Pionier der Branche die Schraubchen in der Schweiz und schickte sie zur Fließbandfertigung an die Handyhersteller im Ausland. Dann verlagerten sich die Abnehmer zunehmend

Im Vergleich mit der Schweiz ist Amerikas Wirtschaft eine regelrechte Binnenwirtschaft.

nach Asien und verlangten, dass ihre Lieferanten mitzogen, nicht zuletzt, weil Störungen des Welthandels als zu grosses Risiko erschienen. SFS ist heute immer noch prominenter Hersteller der fast wie Staub aussehenden Schraubchen, hat aber mittlerweile eine Firma in China gekauft, die nun einen Grossteil der Produktion übernimmt. Die Gruppe ist nun quasi halb in der Schweiz, halb im Ausland zu Hause.

Ähnlich haben viele andere reagiert. Alles in allem machten die Investitionen von Schweizer Firmen im Ausland (Direktinvestitionen) 2012 etwa 1170 Milliarden Dollar aus. Die Grafik zeigt, dass das viel grössere Deutschland nicht viel mehr auf die Waage bringt. Und die USA mit ihrer fünfundzwanzigmal so grossen Wirtschaft hatten nur knapp viereinhalbmal so viel Kapital im Ausland wie die Schweiz. So hat die Schweizer Wirtschaft in der Welt draussen eine Art Filiale eingerichtet, die rasch wächst und auf Hochtouren läuft. Der Auslandteil der Schweizer Firmen erhielt vom Basler Ökonomen Silvio Borner seinerzeit die Etikette «sechste Schweiz». Wenn man sieht, dass diese «sechste Schweiz» im Ausland mit Investitionen von fast 1100 Milliarden Franken – fast dem Doppelten des Schweizer Bruttoinlandsprodukts – engagiert ist und knapp 3 Millionen Arbeitsplätze bietet, wird klar, wie unsinnig der Begriff Abschottung mit Blick auf die Schweiz ist.

Forschung

«Wie kann eine Hochschule erwarten, bei den Lehrenden und den Lernenden die grössten Talente anzuziehen, wenn sie nicht über die Grenzen ihres Landes schaut?», fragt die britische Times. Sie bringt deshalb jährlich ein Ranking der internationalsten Universitäten der Welt heraus, gemessen am Lehrkörper, an der Studentenschaft und an der Forschungszusammenarbeit – das jüngste vor einer Woche. Und diese Rangliste sieht für die Schweiz besser aus als bei einer Lauberhornabfahrt: 1. ETH Lausanne, 2. Uni Genf, 3. ETH Zürich. Dazu findet sich auf Platz 12 die Uni Basel, auf Platz 28 die Uni Zürich und auf Platz 37 die Uni Freiburg. «Dieses Ranking ist keine Überraschung», schreibt ein Kommentator. «Von allen Universitäten, die ich gesehen habe, sind die Schweizer am beeindruckendsten, sehr professionell und international.»

Der Nationalfonds bestätigt diesen Befund mit einer Studie zur Mobilität der Forschenden: «Die Schweiz erwies sich in mehrfacher Hinsicht als das internationalste der sechzehn

Länder.» So wies die Schweiz mit 57 Prozent den klar höchsten Ausländeranteil unter den Forschenden auf, als einziges Land mehr als die Hälfte; die USA kamen auf 38 Prozent, Deutschland auf 23 Prozent. Und die Schweizer Forschenden brachten mit einem Anteil von 78 Prozent auch am meisten Ausländer-

«Von allen Universitäten, die ich gesehen habe, sind die Schweizer am beeindruckendsten.»

fahrung mit, während von den Deutschen (58 Prozent), den Schweden (54 Prozent) oder den Niederländern (53 Prozent) nur gut die Hälfte ausserhalb des Heimatlandes geforscht hatte.

Aber eben: «Die Schweiz schickt sich an, sich von Europa abzuschotten», klagt der Nationalfonds seit der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative; damit drohe dem internationalen Forschungsplatz Schweiz die Isolation. Die Behauptung ist falsch: Die Schweiz schottet sich auch in der Wissenschaft nicht von Europa ab, geschweige denn von der Welt – die EU, konkret der European Research Council, schloss sie nach dem 9. Februar 2014 von ihren Forschungsprogrammen aus. Dabei wollte die Schweiz zum 87 Milliarden Euro schweren Megaprojekt «Horizon 2020» vier Milliarden, also einen weit überproportionalen Anteil von fast fünf Prozent, beisteuern. Und im ersten Programm seit 2007 bekam die Schweiz zwar leicht mehr zurück, als sie in den europäischen Topf einbezahlt hatte. Die Statistik zeigt aber: In der Schweiz als einzigem Land profitierten mehr ausländische als einheimische Forscher von den Milliarden – in den Teams arbeiteten 19 Prozent Schweizer mit 55 Prozent EU-Bürgern und 26 Prozent anderen Staatsangehörigen zusammen.

Das heisst: Wenn die EU die Forschungszusammenarbeit mit der Schweiz abbricht (was sie nicht tun wird), dann schadet sie sich selbst. Und die Schweiz müsste ihre jetzt schon beeindruckende Offenheit gegenüber den anderen Kontinenten noch ausbauen.



Abstand halten!

Von Markus Schär — Ein Jahr ist es her, dass das Volk mit dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative auf Distanz zur EU ging. Der Bundesrat sucht wieder eine Annäherung, mit einem Rahmenabkommen will er die Bilateralen gar weiterentwickeln. Obwohl Parlament und Volk die Unabhängigkeit wahren wollen.



Position des Gegenübers: Bundespräsidentin Sommaruga, EU-Kommissions-Präsident Juncker.

«Der EU ist unmissverständlich darzulegen, dass die Schweiz ein von der EU unabhängiger Staat ist.» Diesen Auftrag nahm der Bundesrat an, auch die Forderung, er müsse in Brüssel klarmachen: «Die Schweiz will der EU weder auf direktem noch auf indirektem Weg beitreten.» Am 26. Februar 2014, also zwei Wochen nach der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative, sprach sich die Landesregierung für eine Motion der SVP-Fraktion aus.

Damit «in Fragen der schweizerischen Souveränität allseits Klarheit herrscht», hielt die Motion Beschlüsse der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrats fest. Sie forderte erstens mit vierzehn Ja und einem Nein bei

sechs Enthaltungen, der Bundesrat müsse der EU erklären, dass die Schweiz ihr nicht angehöre und auch nicht beitreten wolle. Sie stellte zweitens fest, die Schweiz pflege mit der EU

Ins Parlament kommt das derzeit wichtigste Problem des Landes erst nach den Wahlen.

zwar Beziehungen, insbesondere um den gegenseitigen Marktzutritt zu erleichtern, sie sei aber nicht Mitglied des europäischen Binnenmarktes «und hat auch nicht die Absicht, dies zu werden». Sie sprach sich drittens dafür aus,

dass die Schweiz keine Verträge abschliesse, die ihre Souveränität einschränken, sie also etwa verpflichten, EU-Recht automatisch zu übernehmen oder sich der EU-Gerichtbarkeit zu unterstellen. Und sie sagte viertens, sie betrachte das Beitrittsgesuch als gegenstandslos.

Diskussion verschoben

Allen diesen Forderungen beugte sich der Bundesrat. Und schon in der Kommission wehrte sich Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) nicht dagegen, obwohl er für ein Rahmenabkommen weibelt, gemäss dem die Schweiz EU-Recht «dynamisch» übernehmen und sich dem Europäischen Gerichtshof un-

terstellen würde. Die «Präzisierungen» der Kommission deckten sich mit ihrer Haltung, beteuerte die Landesregierung; sie bringe diese Punkte denn auch in die Verhandlungen ein. Als die vom Bundesrat gutgeheissene Motion in der letztjährigen Frühjahrssession in den Nationalrat kam, bekämpfte sie aber der SP-Vertreter Martin Naef, der die Neue Europäische Bewegung Schweiz präsidiert. Die Diskussion wurde deshalb verschoben – sie hat bis heute nicht stattgefunden.

Auch der Bundesrat scheut im Wahljahr eine Debatte darüber, wie die Schweiz zur EU steht; deshalb setzt er ebenfalls aufs Verzögern. Am 9. Februar ist es ein Jahr her, dass sich das Volk dafür aussprach, die Zuwanderung wieder eigenständig zu steuern, also notfalls das Personenfreizügigkeitsabkommen mit der EU zu kündigen. Aber noch bleibt unklar, wie der Bundesrat die Masseneinwanderungsinitiative im Inland und gegenüber der EU umsetzen will.

Am Abend des Abstimmungssonntags versprach Justizministerin Simonetta Sommaruga zwar tapfer, rasch einen Vorschlag vorzulegen, und zwar im Sinn der Initiative, die Kontingente für die Zuwanderer und einen Inländervorrang verlangt. Schon im Juni stellte sie denn auch eine Lösung vor, die sie mit den Sozialpartnern – aber ohne die Initianten! – ausgehandelt hatte. Der Bundesrat verabschiedete seine Vorlage aber nicht, wie versprochen, bis Ende Jahr. Und er verzögerte den Entscheid an seiner Sitzung vom 28. Januar nochmals. Da er diese Woche Ferien macht, schickt er das Umsetzungskonzept frühestens nach der nächsten Sitzung vom 11. Februar in die Vernehmlassung. Diese läuft bis Ende Mai, danach geht wegen der Sommerferien bis Mitte August nichts mehr. Ins Parlament kommt das derzeit wichtigste Problem des Landes so erst nach den Wahlen.

Lieblingsbeschäftigung des Bundesrats

Wie aber lässt sich die Umsetzung der Initiative überhaupt mit den Beziehungen zur EU vereinbaren? Zu dieser Frage gibt es derzeit mindestens vier verschiedene, schwer vereinbare Positionen. Die SVP drängt darauf, die Initiative endlich umzusetzen, und droht gar mit einer Initiative zur Kündigung des Personenfreizügigkeitsabkommens, falls sich die EU stur stellt und der Bundesrat nicht hart bleibt. Die Landesregierung hofft offenbar darauf, dass sich das Volk in einer Abstimmung über das Rahmenabkommen im nächsten Jahr zu den Bilateralen und damit zur Personenfreizügigkeit ohne Einschränkung bekennt. Die Wirtschaft fordert dagegen möglichst schnell Klarheit. Und die EU-Freunde suchen nochmals einen Volksentscheid, um jenen vor einem Jahr rückgängig zu machen.

Der Bundesrat und seine Diplomaten gingen in den letzten Tagen ihrer Lieblings-

beschäftigung nach: das Einvernehmen mit der EU suchen. Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga traf am Montag die Präsidenten der EU-Kommission, des Rates und des Parlaments, also Jean-Claude Juncker, Donald Tusk und Martin Schulz. Bundesrätin Doris Leuthard sprach am letzten Donnerstag mit den Kommissaren Miguel Cañete (Energie) und Violeta Bulc (Verkehr). Und Staatssekretär Yves Rossier, der die Verhandlungen über das Rahmenabkommen führt, kam mit seinem neuen Gegenspieler Maciej Popowski zusammen.

Wie mit der EU zu verhandeln ist, könnte der Bundesrat derzeit von den Griechen lernen, besonders von Finanzminister Jannis Varoufakis, einem Experten für Spieltheorie. Stattdessen macht er den Fehler, von der Position des Gegenübers auszugehen. Er weist also darauf hin, dass die EU nicht vom Prinzip der Personenfreizügigkeit abweichen könne, obwohl keine der angeblich sakrosankten vier Freiheiten des EU-Binnenmarktes (Personen,

«Die EU hat kein Interesse, die Bilateralen zu kündigen. Und sie wird sie auch nicht kündigen.»

Güter, Dienstleistungen, Kapital) für die Schweiz uneingeschränkt gilt. Und er fürchtet, dass der Schweiz bei einer Kündigung der bilateralen Abkommen schwerer Schaden drohe. Dabei verschweigt er, was Staatssekretär Rossier an der Winterkonferenz des Schweizerischen Gewerbeverbandes unverblümt sagte: «Die EU hat kein Interesse, die Bilateralen zu kündigen. Und sie wird sie auch nicht kündigen.»

Wie schnell es gehen kann, wenn beide Seiten eine Lösung brauchen, zeigte sich beim Besuch von Bundesrätin Leuthard in Brüssel. Seit sieben Jahren strebt die Schweiz mit der EU ein Abkommen im Stromgeschäft an; die EU schliesst aber keine neuen Verträge mit der Schweiz, solange institutionelle Fragen wie die Überwachung und die Streitschlichtung nicht geregelt sind. Das Stromabkommen, über dessen Nutzen sich die Branche immer noch streitet, gilt deshalb als wichtigster Grund, weshalb die Schweiz ein Rahmenabkommen mit der EU brauche. Jetzt eilt es plötzlich, weil die EU am 1. Juli die Marktkoppelung einführt: das gleichzeitige Versteigern von Strom und Transportkapazitäten. Dank einer Übergangslösung soll die Schweiz plötzlich auch ohne Rahmenabkommen mitmachen können – weil in der EU, vor allem in Deutschland, ohne Strom aus den Alpen ein Blackout droht.

Die Wirtschaft weist darauf hin, dass der Austausch zwischen der EU und der Schweiz beiden Seiten nützt: Die EU erzielt gegenüber der Schweiz einen Handelsüberschuss, der so

gross ist wie ihr Defizit gegenüber China. «Die neue Verfassungsbestimmung verlangt die Berücksichtigung gesamtwirtschaftlicher Interessen und lässt dem Bundesrat deshalb bewusst einen gewissen Spielraum», betont Monika Rühl, die Direktorin von Economie-suisse. «Eine rigide Umsetzung würde nicht dem Auftrag des Stimmvolkes entsprechen und hätte ausserdem gravierende Folgen für die Wirtschaft.» Economiesuisse setzt deshalb auf eine Schutzklausel bei der Zuwanderung aus dem EU- und dem Efta-Raum, wie sie auch der ehemalige Staatssekretär Michael Ambühl vorschlägt. Diplomatie und Medien behaupten derweil voreuseilend, auf eine solche pragmatische Lösung im Interesse aller könne sich die EU nie einlassen.

Fragwürdige Initiative

Die Europafreunde schliesslich setzen auf die Volksinitiative «Raus aus der Sackgasse», die den sperrigen Artikel 121a wieder aus der Bundesverfassung streichen will. Allerdings kündigten sie erst in den letzten Tagen, zwei Monate nach dem Start mit viel Medientatnam, Unterschriftensammlungen an. Ihre Website zeugt nicht von übertriebener Ernsthaftigkeit; so behauptet ein ehemaliger Weltbank-ökonom im Testimonial: «Die Schweiz ist auf jeder Ebene blockiert mit der Annahme des Referendums vom 14. [!] February 2014 und wird weder auf dem bilateralen Weg noch im Rahmen der EU Anschluss finden.» Es muss sich noch weisen, ob die Initiative mehr ist als eine Propagandaaktion der Hauptträgerin, der Gewerkschaft VPOD, deren Präsidentin Katharina Prelicz-Huber wieder in den Nationalrat drängt.

Die andere Trägerin, der Verband Swisscleantech, jubelte derweil der *Sonntagszeitung* eine Umfrage unter: «Volk will EU-Annäherung», titelte das Blatt bereitwillig. Denn vor die Wahl gestellt, würden nur 35 Prozent auf der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative bestehen, 58 Prozent aber an den Bilateralen festhalten; dabei sprach sich ein Viertel für eine Weiterentwicklung aus, also mit einem Rahmenabkommen samt fremden Richtern. Allerdings fordern nicht weniger als 82 Prozent die Mitsprache beim EU-Recht und 79 Prozent eine Schutzklausel zum Begrenzen der Zuwanderung – was die EU der Schweiz nicht gewähren will. Treffender wäre also der Titel: «Volk will keine EU-Annäherung».

Die Motion der SVP-Fraktion, die mit dem Segen des Bundesrates eine klare Abgrenzung von der EU verlangt, liegt seit einem Jahr auf der Beige, derzeit bei den Vorstössen zuhänden des Aussendepartements an zehnter Stelle, «also relativ weit vorne», wie die Parlamentsdienste mitteilen. Ob der Nationalrat in der Frühjahrssession Vorstösse aus diesem Departement behandelt, entscheidet sein Büro nächste Woche – Ergebnis voraussehbar. ○

Klopfzeichen aus dem Oberstübchen

Von Rico Bandle — Das Ja zur Masseneinwanderungsinitiative liess Schweizer Intellektuelle aufbegehren wie seit der Fichenaffäre nicht mehr. Die kollektive Empörungseuphorie liefert ein aufschlussreiches Sittenbild einer Kulturszene, die nicht mehr so recht weiss, wofür sie einstehen soll.

Es war, als hätten viele von ihnen die Abstimmungsniederlage herbeigesehnt. Ein Schriftsteller nach dem andern drängte in den Wochen nach dem 9. Februar 2014 vor die Mikrofone, um seine Empörung und Besorgnis über das Resultat kundzutun, natürlich mit der Bemerkung, man sei keineswegs überrascht, angesichts der Stimmung, die zuvor geschürt worden sei. Die Journalisten sogen die Worte auf wie ein Schwamm, kritisches Nachfragen gab es kaum, sonst hätte sich der Reporter womöglich noch dem Verdacht ausgesetzt, zu den Ja-Stimmenden zu gehören. Wochenlang hielt die Empörungswelle an – und lieferte ein aufschlussreiches Sittenbild vom aktuellen Zustand der hiesigen Intellektuellen.

Die Wortmeldungen waren alle weitgehend identisch, austauschbar; wie nach einem vorgegebenen Skript. Bei Schriftsteller Alex Capus tönte es so: «Es muss jeden Demokraten mit Scham und Zorn erfüllen, dass populistische Schwadronen unter dem Schutz freier Meinungsäusserung das gesellschaftliche Klima vergiften können und dann auch noch an der Volksabstimmung siegen, weil ihnen mit rationalen Argumenten nicht beizukommen ist.» Bei Schauspielhaus-Direktorin Barbara Frey so: «Ich habe das Gefühl, dass diese extrem populistische und stammtischorientierte Argumentation der SVP und anderer Befürworter sich zunehmend durchgesetzt hat.»

Bei Schriftstellerin Melinda Nadj Abonji so: «Die Demokratie ist zur Farce geworden. [...] Ein paar millionenschwere Männer – gestützt von einem straff und hierarchisch organisierten Fussvolk (ein Männerbund mit wachsendem Frauenanteil) – lancieren ständig aufwändige Initiativen, pflastern Köpfe zu [...]» Bei Schriftsteller Catalin Dorian Florescu so: «Da ist eine Art von angewidert sein. Ich habe den Eindruck, dass wir Schweizer mehr und mehr als Geiseln herhalten müssen für eine rechtspopulistische Partei, die macht, was sie möchte.» Die Aufzählung liesse sich fast endlos weiterführen, immer klingt es gleich, Abweichungen finden sich höchstens in der Satzstellung.

Von Matt: Sagen, was sonst niemand sagt

Der Germanist Peter von Matt hat einmal gesagt: «Ob ein Intellektueller etwas taugt, hängt im Grunde bloss davon ab, ob er von Zeit zu Zeit etwas sagt, was sonst niemand sagt.» In dieser Hinsicht haben die Schweizer Intellektuellen – man kann es nicht anders ausdrücken – kom-

plett versagt. Das hat auch mit der mässig vorhandenen Debattierfreude in der Szene zu tun: Man bleibt am liebsten unter Gleichgesinnten, wo man sich gegenseitig darin bestätigen kann, wie moralisch überlegen man den Andersdenkenden ist.

Konsequent auf der Seite des Bundesrats

Der Zufall wollte es, dass wenige Tage nach der Abstimmung über die Masseneinwanderungsinitiative die Schweiz als Schwerpunktland an die Leipziger Buchmesse geladen war. Die Schriftsteller witterten ihre Chance. Der Verband der Autoren produzierte Ansteck-Buttons, mit denen sich ihre Mitglieder von dem Abstimmungsergebnis distanzieren; die Schweizer Autoren fielen dadurch auf, dass sie unablässig ihrem Beschämen über das Schweizer Stimmvolk Ausdruck gaben.

Die Wortmeldungen waren alle weitgehend identisch, austauschbar.

Obschon dieses Verhalten vielen Autoren auch peinlich war, wie sie hinter vorgehaltener Hand zugaben, wagte kaum jemand, Kritik zu äussern. In der Intellektuellenszene ist man loyal, man zweifelt die vorgegebenen Denkschemen nicht an, sonst droht einem, von den Kollegen geschnitten zu werden. Oder man wird, wie einst der Walliser Politiker und Autor Oskar Freysinger, aus ideologischen Gründen gar nicht erst in den Klub aufgenommen. Mit befreitem Denken hat das wenig zu tun.

Es wirkt, als vergewisserten sich die Kulturschaffenden ständig rechts und links des eigenen Schrebergartenzauns, ob der eigene Gedanke auch tatsächlich der Norm entspricht. Die sozialen Medien, wo ein stetiger Gedankenaustausch möglich ist, leisten dieser Tendenz Vorschub. Das führt nicht nur zu einem Einheitsbrei, sondern auch zu einer Zähmung. Der Chefredaktor der Zeitung *Schweiz am Sonntag*, Patrik Müller, stellte kürzlich erstaunt fest, dass, wenn immer in den letzten Monaten Kulturschaffende in der Fernseh-Polit-Talkshow «Arena» auftraten, sie die offizielle Politik des Bundesrats verteidigten.

In ihrer Unsicherheit machen Intellektuelle zunehmend mit kleinlichen Aktionen auf sich aufmerksam. So zum Beispiel Schriftsteller Raphael Urweider und Regisseur Samuel Schwarz, die die Fernsehkomikerin Birgit Steinegger we-

gen Verstosses gegen die Antirassismustrafnorm anzeigten. Steinegger hatte sich in einem harmlosen Sketch ihr Gesicht schwarz angemalt. Bis heute konnte kein Schwarzafrikaner gefunden werden, der sich von dem Sketch brüskiert gefühlt hätte. In dieselbe Kategorie fällt die Unterschriftensammlung des Zürcher Schauspielhauses gegen die Eröffnung einer McDonald's-Filiale. Selbst viele Sympathisanten des Theaters konnten darüber bloss noch den Kopf schütteln. Das selbe bei der Protestnote des Schauspielhauses gegen die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative. Auf dem Grossbildschirm vor dem Theater wurden Bilder der Schauspieler eingeblendet, die ausländischen waren plakativ mit einem «Ausländer»-Stempel versehen. Als ob den Schauspielern die Ausschaffung oder sonst eine Konsequenz gedroht hätte. Hauptsache, man konnte irgendwie in den Chor der Empörung einstimmen.

Beängstigende Einstimmigkeit

Auch das Theater Basel liess sich zu einer Aktion verleiten, bei der man sich eher an einer Protestveranstaltung Halbwüchsiger wählte als in einem hochsubventionierten Elitetheater. Nach der Premiere von Frischs «Biedermann und die Brandstifter» lasen mehrere Dutzend Mitarbeiter im Namen der gesamten Belegschaft gemeinsam ein Pamphlet vor: «Wir, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Theaters Basel, sind entsetzt über das Ja vom 9. Februar 2014 und wollen das so nicht stehen lassen.» Die zelebrierte Einstimmigkeit hatte etwas Beängstigendes an sich. Man möchte nicht wissen, wie viele Mitarbeiter gegen ihren Willen, dem Gruppendruck folgend, mitgemacht haben.

Wo bleibt das eigenständige, originelle Denken? Der Mut, das zu sagen, was sonst niemand sagt, um bei von Matt zu bleiben? Für Mundartschriftsteller Guy Krneta, Mitbegründer des äusserst aktiven Autorenkollektivs «Kunst und Politik», sind gerade Vernetzung und Absprache die Stärken der heutigen Künstlergeneration. Die Zeit der starken Individualisten wie Dürrenmatt, Frisch, Muschg oder Loetscher sei vorbei. Bei «Kunst und Politik» ist die Einheitsmeinung Programm, man wolle sich «gemeinsam zu politischen Themen verhalten», so der Selbstbeschrieb. Wer einen anderen Blickwinkel reinbringen möchte, ist unerwünscht, daraus macht Krneta keinen Hehl.

Wofür genau sich die so einig auftretenden Kulturschaffenden eigentlich einsetzen, ist



«Scham und Zorn»: Autor Capus.



«Populistisch»: Intendantin Frey.



Absprachen: Mundart-Autor Krneta.



«Farce»: Romanière Nadj Abonji.



Abwegige Aktionen: Autor Urweider.



Neue Töne: Schriftsteller Bärffuss.

nicht klar. Man bedient sich ständig dem Begriff wie der «weltoffenen Schweiz» – was das in einem der weltweit bestvernetzten Länder konkret bedeutet, bleibt nebulös. Immer noch aktuell ist der alte linksintellektuelle Reflex: Der Westen, in diesem Fall die Schweiz, ist an allem schuld, was auf der Welt schief läuft; unser ganzer Wohlstand basiert auf der Ausbeutung der anderen. Doch auch diese simple Losung erscheint mittlerweile ziemlich inhaltsleer. Absolute Klarheit besteht hingegen über das, wogegen man ist: gegen die Rechts-

Was bleibt von der Flut an Intellektuellenäusserungen der letzten Monate hängen?

populisten, die Nationalkonservativen, das internationale Grosskapital. Man definiert sich nur noch über das gemeinsame Feindbild, das schweisst zusammen.

Daher erstaunt es wenig, wenn Peter von Matt einen Bedeutungsverlust der Intellektuellen feststellt. Niemand warte mehr auf deren Wortmeldungen, sagte er kürzlich. Dem müsste aber nicht so sein. Das Wort der Intel-

lektuellen ist dann wertvoll, wenn diese in der Sprache der Kunst etwas auszudrücken vermögen, wofür Politologen, Journalisten oder Analysten die Worte fehlen. Über Dürrenmatts Gleichnis von einer Schweiz als Gefängnis, wo die Gefangenen gleichzeitig die Wärter sind, werden noch Generationen nachdenken und diskutieren können.

Was aber bleibt von der Flut an Intellektuellenäusserungen der letzten Monate hängen? Die Ausbeute ist kläglich. Und doch sieht es aus, als könnte die Abstimmung über die Masseneinwanderungsinitiative Positives ausgelöst, vielleicht sogar so etwas wie eine Wende eingeläutet haben. Mittlerweile schauen viele Kulturschaffende leicht beschämt auf den Empörungsrusch zurück. Und es gibt auch vereinzelt offenen Widerstand. Die Schriftsteller Claude Cueni und Maurus Federspiel haben sich in starken Texten gegen die Kollektivaktionen des Autorenverbandes gewehrt. Thomas Hürlimann und Charles Lewinsky ragen schon länger dadurch heraus, dass ihnen eigenständiges Denken wichtiger ist als die Akzeptanz innerhalb der Autorengilde. Auch die Anschläge auf die Satirezeitschrift *Charlie Hebdo* dürften

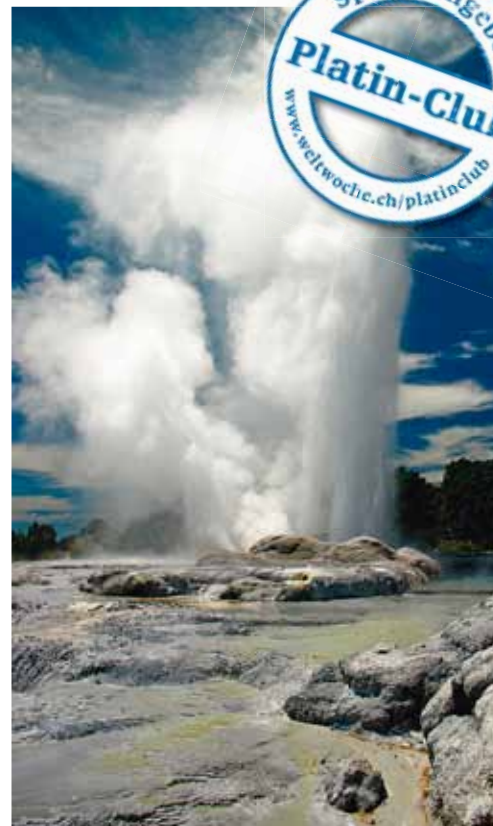
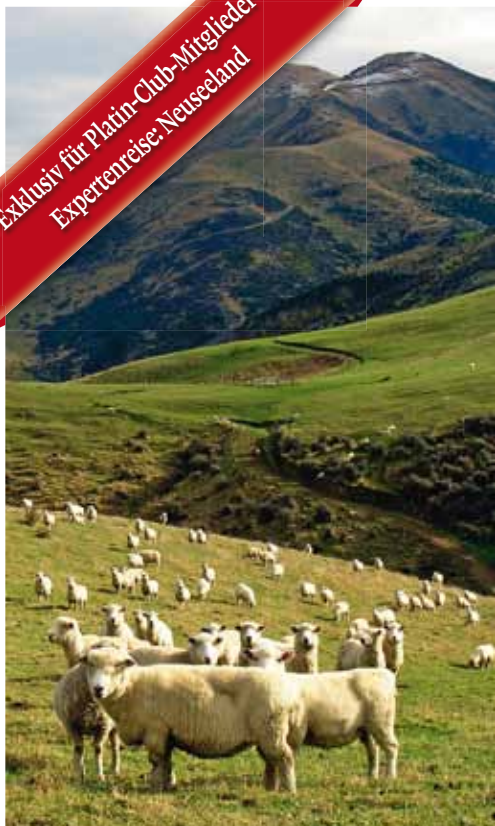
manch einem Intellektuellen die Augen dafür geöffnet haben, wie wichtig eine unzensurierte Vielfalt an Meinungen doch ist.

«Fröhlichkeit in die Strassen tragen»

Dass eine Wende möglich ist, haben die hiesigen Kabarettisten bewiesen. Noch vor fünfzehn Jahren war die Komikerszene ideologisch ähnlich festgefahren wie jene der Schriftsteller und Theaterleute. Mittlerweile hat das Schrebergartendenken der Vielfalt Platz gemacht: Ein Islamkritiker wie Andreas Thiel ist in der Szene ebenso akzeptiert wie ein Lorenz Keiser mit seinen Mörgeli- und SVP-Witzen.

Sogar von Schriftsteller Lukas Bärffuss, bisher Sinnbild des trübsinnigen Mahnfinger-Intellektuellen, sind Signale zu vernehmen, dass eine Entspannung bevorstehen könnte. In der NZZ schrieb er zum Jahresende, dass angesichts dessen, dass heute «ganze Chöre in den Abgesang auf unsere Kultur einstimmen», es nun Aufgabe seiner Generation sei, «die Fröhlichkeit in die Strassen zu tragen». Das sind ganz neue Töne. Es besteht Hoffnung, dass man sich bald wieder freuen kann auf intellektuelle Wortmeldungen und Debatten. ○

Exklusiv für Platin-Club-Mitglieder
Expertenreise: Neuseeland



Weltwoche-Expertenreise nach Neuseeland

Auf James Cooks Spuren

Entdecken Sie die atemberaubenden und verborgenen Seiten von Neuseeland. Ihr fachkundiger Begleiter ist der langjährige Korrespondent und Reisebuchautor Urs Wälterlin.

Auch über 240 Jahre nach der waghalsigen Erkundung durch Captain James Cook aus dem englischen Yorkshire hat die Faszination der beiden Hauptinseln im südwestlichen Pazifik nicht abgenommen. Als Weltwoche-Leser haben Sie nun die einmalige Gelegenheit, die andere Seite des Globus in fachkundiger Begleitung kennenzulernen.

Auf der dreiwöchigen Reise geniessen Sie die unglaublichen Naturschönheiten von Geysiren und Jahrmillionen alten Gletschern, die sich im dampfenden Regenwald verlaufen. Oder das Farbenspiel von schneebedeckten Gipfeln, stahlblauen Seen und endlosen Wiesen. Sie entdecken Orte, an die nur wenige Touristen gelangen: die von Kiwis und Gelbaugenpinguinen bevölkerte Stewart-Insel, den charismatischen Taranaki-Vulkan oder mit dem Schiff den Doubtful-Sound-Fjord.

Unterwegs begegnen Sie Angehörigen von Maori-Stämmen und lernen den Teufelskreis von Segregation, Alkoholismus und Arbeitslosigkeit kennen. Beim Besuch der modernen

Zentren von Auckland, Wellington und Christchurch spüren Sie einen Hauch von Good Old England, und beim Essen auf einer Farm erzählen Ihnen die Bauern über die Herausforderungen der neuseeländischen Landwirtschaft. Sie werden empfangen von der Schweizer Botschafterin und erfahren im Gespräch mit einem ausgewanderten Landsmann spannende Hintergründe über das Leben am anderen Ende der Welt.

Ihr begleitender Experte

Der gebürtige Basler Urs Wälterlin lebt mit seiner Familie seit über zwanzig Jahren in



Australien, wo er als Neuseeland- und Ozeanien-Korrespondent für Schweizer und ausländische Printmedien und Radiosender berichtet. Er wird Sie auf der Reise durch Neuseeland während zehn Tagen begleiten.

Platin-Club-Spezialangebot

Expertenreise für Weltwoche-Leser Neuseeland

mit Urs Wälterlin:

21. Oktober bis 13. November 2015

Reisearrangement

Für Abonnenten: Fr. 10 900.–

Für Nichtabonnenten: Fr. 11 100.–

Detailprogramm/Anmeldeformular

Weitere Informationen zur Reise sowie das Anmeldeformular finden Sie auf www.weltwoche.ch/platinclub

Veranstalter

Reiseveranstalter ist die auf Expertenreisen spezialisierte Reiseagentur cotravel in Allschwil BL (www.cotravel.ch).
Telefon: 061 308 33 00
E-Mail: cotravel@cotravel.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Publica: Feudale Selbstvorsorge

Von Florian Schwab — Hohe Sparbeiträge zum steuerlichen Nulltarif und bei Bedarf Sanierung durch den Steuerzahler: In der Pensionskasse des Bundes hat die Privilegienwirtschaft überlebt.

Letzte Woche zeigten wir, wie der öffentliche Sektor immer mehr Leute anstellt, egal ob die Wirtschaft brummt oder lahm (Weltwoche Nr. 5/15). Als Ärgernis könnte dem Steuerzahler auch die Pensionskasse des Bundes auffallen, die unter dem Namen Publica auftritt. Dies umso mehr, als diese Organisation seit einer Umstrukturierung im Jahr 1998 insgesamt mehr als vierzehn Steuermilliarden für die Sanierung geschluckt hat. Zusammen mit den weiträumigen Sanierungsbegehren der Pensionskassen bundesnaher Betriebe belief sich die Rechnung gar auf 35 Milliarden Franken, wie der Bundesrat kürzlich in einer Botschaft zur Unterstützung der SBB-Pensionskasse eingestand.

37 Prozent des Bruttolohnes

Die Zuwendungen aus der allgemeinen Bundeskasse sind doppelt irritierend, da die zweite Säule der Bundesangestellten so gut ausgestattet ist wie kaum irgendwo in der Privatwirtschaft. Dies beginnt bei den Sparbeiträgen, die sich in einer Bandbreite von 12,75 Prozent für Berufsanfänger bis zu sage und schreibe 37,05 Prozent für ältere Kaderangestellte bewegen. Selbstverständlich ist quer durch alle Hierarchiestufen der Bundesbürokratie der Arbeitgeberbeitrag deutlich höher als der Arbeitnehmerbeitrag. Der junge Bürokrateneinsteiger berappt 5,85 von 12,75 Prozentpunkten – dem arrivierten Amtsdirektor werden von den üppigen 37,05 Prozent lediglich 13,35 Prozentpunkte als Arbeitnehmerbeitrag abgezogen, den Löwenanteil trägt der Steuerzahler.

Im Rahmen einer Modellrechnung haben wir ermittelt, wie sich dies auf das Altersguthaben bei der Pensionierung auswirkt. Die Grafiken zeigen die altersabhängigen Sparbeiträge in Prozent des Bruttolohns (Arbeitnehmer- und Arbeitgeberbeitrag zusammengekommen) sowie das angesparte Kapital.

Gehen wir zunächst (linke Grafik) von zwei Arbeitnehmern aus, die mit 21 Jahren ihr Erwerbsleben beginnen. Beide erhalten einen Bruttolohn von 60 000 Franken, der bis zur Pensionierung mit 65 Jahren um ein Prozent jährlich zunimmt. Die Altersguthaben in der Pensionskasse werden über die ganze Zeitdauer mit 1,5 Prozent verzinst. Der Unterschied: Der eine Arbeitnehmer arbeitet sein ganzes Leben beim Staat, während der andere in einem Unternehmen arbeitet, das die Mindestsparbeiträge gemäss dem Gesetz über die berufliche Vorsorge (BVG) abliefert – die in der Altersspitze stolze achtzehn Prozent erreichen. Bei

der Pensionierung in 45 Jahren hat der Beamte ein Kapital von 936 514 Franken angespart, der privatwirtschaftlich Beschäftigte kommt lediglich auf 554 328 Franken.

Dasselbe Muster zeigt sich bei Mitarbeitern, die über die Jahre Karriere machen und aufsteigen (rechte Grafik). Wir gehen von einem Anfangslohn von 80 000 Franken aus, der bis zum Alter von vierzig Jahren um 2,5 Prozent pro Jahr wächst. Im Alter von vierzig Jahren erreicht der Bundesangestellte die 23. Lohnklasse, die ihn für den «Kaderplan 1» der Bundespensionskasse qualifiziert. Zehn Jahre später erreicht er Lohnklasse 30, die ihn in den Olymp der zweiten Säule führt, in den sogenannten «Kaderplan 2», dessen Sparbeiträge von der roten Linie dargestellt werden.

Im Vergleich dazu ein privatwirtschaftlich Angestellter, der über das ganze Erwerbsleben gleich viel verdient wie der Beamte. Mit vierzig Jahren steigt er in einen grosszügigen Kaderplan auf, der für das restliche Berufsleben rund zwanzig Prozent an Sparbeiträgen in die Pensionskasse vorsieht. Trotzdem ist sein Altersguthaben bei der Pensionierung fast eine Million tiefer als dasjenige des Bundesangestellten.

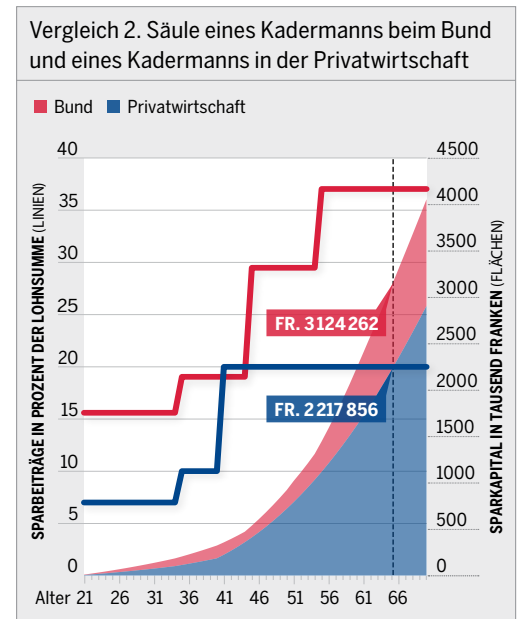
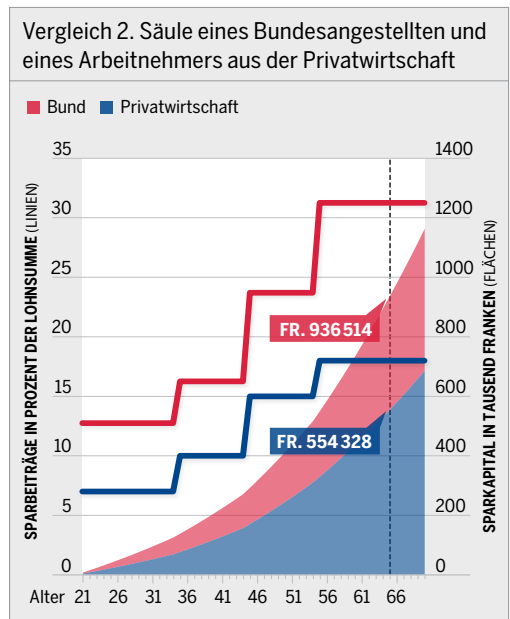
Für Jörg Odermatt, dessen Firma PensExpert AG kleine und mittlere Unternehmen bei der Ausgestaltung von Kadervorsorgeplänen berät, ist klar: Würde eine private Firma über 25 Prozent des Bruttogehalts an Sparbeiträgen ausschütten, geriete sie gegenüber argwöhnischen Steuerbehörden in akuten Rechtfertigungs-

zwang. «Man müsste mit sehr guten Argumenten den Vorwurf einer Überversicherung widerlegen.» Denn Sparbeiträge sind in der beruflichen Vorsorge steuerfrei. Mit anderen Worten: Diejenigen, die von den Steuern der produktiven Wirtschaft leben, beziehen in der Spitze mehr als 37 Prozent ihrer Gehaltsbestandteile steuerfrei. Besteuert werden nach der Pensionierung lediglich die Auszahlungen, allerdings bietet sich hier viel Raum für Optimierungen.

Gaillard als «Arbeitgebervertreter»

Die letzte Sonderbarkeit im Publica-Reich ist die Festlegung wichtiger Kennzahlen wie der Sparbeiträge, des Umwandlungssatzes und des technischen Zinssatzes. Man müsste meinen, dass der Bundesrat als operativer Chef der Bundesverwaltung hier in der Verantwortung steht. Weit gefehlt: Das entsprechende Reglement und die Ausführungsbestimmungen dazu erlässt das «paritätische Organ des Vorsorgewerks Bund». Der Begriff «paritätisch» legt nahe, dass es zur Hälfte aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern besteht. Doch wer sitzt als «Arbeitgeber» in dem Organ? Auch dies sind hohe Beamte, die sich auf diese Weise ihre eigenen Regeln zurechtlegen. Einer der «Arbeitgebervertreter» ist Ex-Gewerkschafter Serge Gaillard (SP), der die Eidgenössische Finanzverwaltung leitet und sich sicherlich in den höchsten Sphären der Publica-Sparbeiträge bewegt. Der oberste Chef über den Beamtenapparat, das Volk, bleibt in dieser Konstruktion eine sehr abstrakte und weit entfernte Grösse.

Im Parlament gibt es traditionell wenig Widerstand gegen die organisierten Beamteninteressen. Finanzpolitiker Thomas Aeschi (SVP, ZG) wird nun aber in der Frühlingssession das Thema in einem Vorstoss aufgreifen: «Solche Interessenkonflikte laden direkt zur Selbstbedienung auf Kosten des Steuerzahlers ein», meint er. ○



Bundesangestellte im Vorteil: Altersguthaben bei der Pensionierung.

Unterwerfung

Von Henryk M. Broder — Vier Millionen Muslime und 200 000 Juden.



In Deutschland leben etwa vier Millionen Muslime, das sind fünf Prozent der Bevölkerung. In Deutschland leben auch etwa 200 000 Juden, das sind 0,25 Prozent der Bevölkerung. In Deutschland sind rund hundert Synagogen in Betrieb, die zu Festungen ausgebaut wurden. Zu den hohen Feiertagen rät der Zentralrat der Juden den Gemeinden, darauf zu achten, dass sich die Besucher nicht im Freien vor den Gotteshäusern aufhalten, das sei zu gefährlich. Die Zahl der Moscheen liegt bei etwa 3000, je nach Quelle ein wenig mehr oder weniger. Sie haben, anders als die Synagogen, kein Sicherheitsrisiko. Es kommt immer wieder – und immer öfter – vor, dass Menschen, die durch eine Kippa oder einen Davidstern als Juden erkennbar sind, auf der Strasse angepöbelt, bespuckt und verprügelt werden. Die Täter sind meist «junge Männer mit Migrationshintergrund», aber keine katholischen Polen oder protestantischen Dänen, die einen über den Durst getrunken haben, sondern stocknüchterne Muslime, die eben keine Juden mögen.

Unter diesen Umständen mutet es mehr als seltsam an, dass ausgerechnet führende Funktionäre des Zentralrates der Juden als Fürsprecher des Muslime auftreten, so als würden sich zwei Minderheiten verbünden, um einander beizustehen. Dass Antisemitismus und Islamophobie heute in einem Atemzug genannt werden, ist weitgehend das Verdienst des früheren Generalsekretärs des Zentralrates, der diese absurde Analogie salonfähig gemacht hat.

Nun hat der neue Präsident des Zentralrates noch eins draufgesetzt. In einem Interview mit einer deutschen Tageszeitung warnte er vor «rechtspopulistischen Netzwerken», die «immer mehr Einfluss in Deutschland gewinnen würden». Er meinte nicht antisemitische, sondern islamkritische Netzwerke, die eine «Hetze übelster Sorte» betrieben.

Was treibt den Sprecher der Juden in Deutschland zu einer solchen Stellungnahme? Die Sorge um die politische Kultur in Deutschland? Nein, es ist die pure Angst vor jenen, bei denen er sich anbiedert. Es ist die gute alte *dhimmi*-Tradition: Überleben durch Unterwerfung. «Ihr tut uns nichts, und wir reden nur Gutes über euch.» So kommen wir prima miteinander aus. Vier Millionen Muslime und 200 000 Juden.

Weckruf oder Lockruf?

Von Silvio Borner — Wir brauchen weniger linke Initiativen, stattdessen mehr rechte Referenden. Sonst können wir uns von der Lohn- und Wohlstandsinsel Schweiz verabschieden.

Das Jahr 2015 hat es in sich. Es könnte in die Geschichte eingehen als politische Weichenstellung: entweder mit einem Weckruf für die Wiederauferstehung der Marktwirtschaft oder mit einem Lockruf für den Schlafwandel in einem weichen Sozialismus, getrieben von Umverteilung, Regulierung, Planwirtschaft und Service public.

Seit einiger Zeit hat unser Bundesrat wohl eine bürgerliche Mehrheit, verfolgt aber eine Mitte-links-Politik. Das Parlament unterstützt diese Orientierung, weil FDP und SVP sich gegenseitig und primär personenbezogen befürworten, während BDP und CVP um die Gunst der SP buhlen, um ihre wackligen Sitze im Bundesrat zu halten. Die Grünen sind eher noch linker als unsere Sozis, die weltweit zu den dogmatischsten zählen, während die Grünliberalen nicht zu verorten sind.

Vor vielen Jahren haben wir die Diagnose gestellt, dass die Schweizer Wirtschaft und die Politik einen «dualen Charakter» aufweisen. Hier die weltorientierten und internationalisierten Bereiche, dort die abgeschotteten und nach innen gerichteten Binnensektoren. Das Erfolgsmodell Schweiz beruhte primär darauf, dass die nach aussen exponierten Kräfte den Ton angaben, wenn es um die Wettbewerbsfähigkeit der Schweiz ging. Notfalls machte man den wettbewerbsfeindlichen und protektionistischen Interessen ein paar Konzessionen in Form von Subventionen, Schutz vor internationaler Konkurrenz oder Steuergeschenken.

Diese klare Trennung und Rangordnung zwischen Aussen- und Innenorientierung ist leider passé. Die Binnenwirtschaft ist entweder mehr oder weniger direkt unter staatlichen Fittichen wie der öffentliche Verkehr, das Gesundheitswesen und der Bildungssektor. Oder er ist protektionistisch abgeschottet wie die Landwirtschaft, durch ein Kuschel-Duopol beherrscht wie der Detailhandel und via Staatseigentum politisch verplant wie die Energie oder die Telekommunikation. Wenn das Gleichgewicht zwischen Innen- und Aussenwirtschaftspolitik gestört war, halfen Währungsschocks immer wieder, die marktfeindliche Koalition von Sozialisten, Protektionisten und Etatisten in die Schranken zu weisen.

Doch wird das auch 2015 nochmals gelingen? Man darf ein wenig hoffen, aber muss gewaltig zweifeln. Zwar bleibt ein Konjunkturprogramm

vorläufig in der Schublade, aber angesichts der kommenden Parlamentswahlen ist Aktivismus angesagt, und zwar nicht nur auf der linken oder grünen Seite. So ist voreilig Kurzarbeit auf dem Servierteller als Vorspeise aufgetischt worden. Oder der Bundesrat will Lohngleichheit von Staates wegen durchsetzen und so den Arbeitsmarkt umfassend politisieren.

Schleichende Regulierungsvorstösse

Geplant ist neben der an sich guten Unternehmenssteuerreform die Einführung der Kapitalgewinnsteuer durch die Hintertüre, obwohl die privaten Vermögen in der Schweiz im internationalen Vergleich bereits extrem stark zur Kasse gezwungen werden. All diese schleichenden Planungs- und Regulierungsvorstösse entwickeln eine Eigendynamik, die schwer zu stoppen ist, weil die Schäden der einzelnen Punkte verkraftbar erscheinen, aber niemand das Ganze sieht.

Unser Parlament hat jetzt aber die Chance, zwei wirklich schwerwiegende Fehler zu vermeiden. Zum einen geht es um die «Verabschiedung» nicht *der*, sondern *von der* Energie- wende. Diese muss jetzt beerdigt oder zumindest in eine lange Denkpause versetzt werden. Zum anderen geht es um die Bekämpfung der Preisinsel Schweiz durch eine Verballhornung des Wettbewerbsrechts, indem die staatliche Preisüberwachung auf den gesamten Importsektor ausgeweitet werden soll.

Das Kartellgesetz hat zwei Ziele: erstens horizontale Preisabsprachen zu ahnden und zweitens Missbrauch von absoluter Marktmacht zu verhindern. Hohe Preise können per se kein Grund für Eingriffe in die Märkte sein. Nachweisen muss man die Existenz von Absprachen zwischen Konkurrenten oder den Missbrauch von absoluter Marktmacht. Wer die Hochpreisinsel Schweiz ins Visier nehmen will, muss erst bei der Landwirtschaftspolitik, dem Wettbewerb im Detailhandel und der Aussenhandelspolitik ansetzen. Und zudem muss man höllisch aufpassen, nicht gleich die Lohn- und Wohlstandsinsel Schweiz zum Verschwinden zu bringen. In nächster Zeit benötigen wir weniger linke Initiativen, stattdessen mehr rechte Referenden. Eines ist bereits gegen die Umwandlung der SRG-Gebühr in eine Kopfsteuer zustande gekommen. Im Energiebereich werden wohl gleich mehrere nötig werden, weil man das Volk mit der Wende bislang völlig übergangen hat.



Auch die britische Politik zerfällt

Von Hansrudolf Kamer — Wie in Kontinentaleuropa ist auch die Politik Grossbritanniens auffällig geworden. Beide grossen Parteien zerbröckeln langsam.



Glaubt man den Umfragen, wird die Labour-Partei die Wahlen im Vereinigten Königreich gewinnen. Dieser Triumph würde den Linkstrend in Europa weiter verstärken und die wirtschaftliche

Erholung nach der grossen Rezession in die Zukunft schieben. Doch gut neunzig Tage vor dem Urnengang ist die politische Lage keineswegs so eindeutig, wie die Zahlen suggerieren.

Der Grund, weshalb Labour zurzeit Favorit auf den Sieg ist, liegt bei der Wahlgeografie. Die letzte nationale Umfrage zeigt zwar ein Kopf-an-Kopf-Rennen Labours mit den Tories mit je 32 Prozent der Stimmen. Doch dahinter steckt ein Einbruch der Konservativen in England, wo 533 der 650 Sitze im Unterhaus zu holen sind. In Schottland, wo die Tories kaum mehr präsent sind, verliert Labour grossflächig an die Nationalisten.

Politische Mitte abgeschrieben

In England allein führt Labour mit 35 gegen 31 Prozent, während zum gleichen Zeitpunkt vor fünf Jahren David Camerons Partei elf Prozentpunkte Vorsprung hatte und trotzdem keine Mehrheit im Unterhaus erreichte. Die Einteilung der Wahlkreise begünstigt die Labour-Partei, die mit weniger Stimmen Mandate erringen kann.

Doch ein solcher Sieg genügt wahrscheinlich nicht. Der Rest der Stimmen auf nationaler Ebene – immerhin 36 Prozent – verteilt sich auf die United Kingdom Independence Party (Ukip), die Grünen und die Liberaldemokraten – in dieser Reihenfolge. Das Majorzsystem erschwert es diesen Parteien zwar, Sitze im Unterhaus zu gewinnen. Eine absolute Mehrheit für Labour oder die Tories gerät aber ziemlich sicher ausser Reichweite.

Diese Umfrageergebnisse erklären weitgehend das Verhalten der Parteien im Wahlkampf. Vor allem Labour unter der Führung des linkischen Ed Miliband hält an einem Linkskurs rigoros fest, obwohl diese Politik und er persönlich parteiintern seit längerem ungehemmt attackiert werden. Miliband will – angesichts der Lage durchaus verständlich – die Parteibasis sichern und mobilisieren. Die politische Mitte hat er abgeschrieben.

Lange Zeit waren nur die Ängste der Konservativen über Stimmenverluste an die Ukip ein Thema. Die Ukip wildert aber auch in der Labour-Wählerschaft. Mit den Grünen, die immerhin auf neun Prozent der Stimmen kommen könnten, hat Miliband populistische Konkurrenz von links erhalten.

Es gibt apokalyptisch eingestellte Labour-Politiker, die das Entstehen einer linken Protestbewegung wie Syriza in Griechenland oder Podemos in Spanien an die Wand malen. Schon jetzt im Wahlkampf befürchten viele, dass wegen der Ukip und der schottischen Nationalisten Labour «strukturell» nicht mehr die grösste Partei in Westminster werden könnte.

Ausserdem spüren die Tories Rückenwind. Das Wachstum der britischen Wirtschaft war im letzten Quartal 2014 stärker als jenes in den USA. Die Staatsverschuldung ist weiterhin sehr hoch und das jährliche Budgetdefizit ebenso. Doch kann Cameron glaubwürdiger Abhilfe versprechen als sein Gegner.

Die Labour-Partei laboriert noch immer an den Folgen der Wirtschaftspolitik herum, für die ihre letzte Regierung unter Gordon Brown verantwortlich ist. Schon vor der Finanzkrise waren die Staatsfinanzen aus dem Lot. Als sie begann, hatte Brown keinen Spielraum mehr. Er hatte es in guten Zeiten verpasst, die Kasse in Ordnung zu bringen.

Die wirtschaftliche Aufhellung vermässelt Milibands Strategie. Die von ihm als Wahlschlagdiagnostizierte «Lebenskostenkrise» ist ganz einfach vorbei. Die schwache Teuerung ermöglicht einen leichten Anstieg der Realeinkommen. Eine Steuersenkung für die Mittelklasse schafft Goodwill. Der Benzinpreis macht den Autofahrern Freude. Die niedrigen Zinsen entlasten jene Hausbesitzer, die zu Thatchers Zeiten für die Tories stimmten, unter Tony Blair untreu wurden und jetzt wieder zurückkehren.

Intern unter Beschuss

Der erfolgreichste Labour-Führer aller Zeiten ist inzwischen Persona non grata in der Parteiführung. Blair hatte seine Partei zwischen 1994 und 2007 zu drei Wahlsiegen geführt, dies mit einer radikal anderen Politik, als sie Miliband propagiert. Vor kurzem meinte er offen, er sehe keine Evidenz für die These, dass sich seit 2008 der Schwerpunkt der britischen Politik nach links verschoben habe. Es zeichne sich vielmehr eine Konfrontation zwischen einer traditionellen Linkspartei und einer traditionellen Rechtspartei ab mit dem traditionellen Resultat – einem Sieg der Tories.

Vorgänger geniessen bei Nachfolgern selten viel Sympathie und umgekehrt. Miliband ist in den letzten Tagen intern wieder unter Beschuss geraten. John Prescott, Sohn eines Eisenbahn-Signalwärters und lange Stellvertreter Blairs als Premierminister, bezeichnete seine früheren Kabinettskollegen direkt als «Tory-Kollaborateure». Miliband hatte einst an einem Parteikongress Applaus geerntet mit der programmatischen Erklärung: «I am not Tony Blair.» Die Wahlen am 7. Mai könnten ihm recht geben.



«I am not Tony Blair»: Labour-Chef Miliband (l.), Ex-Premier Blair.

Schawinskis A-Wort ohne Folgen

Von Christoph Mörgeli

Wer einen Gast einlädt, soll ihn wie einen Gast behandeln. Diese Regel der Gastfreundschaft gilt am Rhein und an der Wolga, am Mississippi und am Amazonas, am Kongo und am Mekong. Nur nicht am Leutschenbach. Bei unserem öffentlich-rechtlichen Schweizer Staatsfernsehen werden Gäste zu Sendungen eingeladen, die der gastgebende Moderator im Anschluss mit den übelsten Schand- und Schimpfwörtern eindeckt.

Solches geschah dem Kabarettisten Andreas Thiel am Montag, den 15. Dezember 2014 in der Sendung «Schawinski». Schon das durch Roger Schawinski gefälschte Thiel-Zitat «Muslime sind, böse gesagt, irgendwo im Übergang zwischen Neandertaler und Homo sapiens stecken geblieben» war eine Manipulation, die in einem von Gewalttättern aufgepeitschten Klima eine Lebensbedrohung in Kauf nahm. Ombudsmann Casanova hat das geplatze Sendegefäss und die Leistung des Schetino-mässig gekenterten Schawinski in einer für einen Christdemokraten vernichtenden Weise besprochen.

Doch das Unbesprochene folgt erst: Nach der Sendung beschimpfte Schawinski seinen Gast Thiel mindestens fünfmal mit dem berüchtigten A-Wort. Dies wird von allen Seiten bestätigt, doch Folgen hatte es keine. Chefredaktor Tristan Brenn schrieb dazu: «Nicht eintreten möchte ich hier auf die Frage, wer sich wie in den privaten Gesprächen nach der Sendung geäussert hat. Ich hoffe, Sie können das nachvollziehen.» Nein. Das kann ich überhaupt nicht. Das Austeilen des A-Worts ist keine SRF-Privatsache. Und kein Bestandteil des Service public.

In jeder Würstchenbude hätte das Schawinski-Verhalten gegenüber einem Gast ein ernstes Nachspiel. Bei jeder Firma und jeder Verwaltungsstelle wäre die unweigerliche Folge des Austeilens des A-Worts die Kündigung, zumindest ein strenges Disziplinarverfahren. Nicht so beim geräteunabhängig steuerbeschenkten Fernsehen SRF. Dort gibt's ein Führungskonzept genauso wenig wie die geringste Lohn- und Kostentransparenz. Dafür fette Boni für die Teppichetagen. Fürs Wegschauen und Nichtstun. Über das folgenlose Gegacker von Ombudsmann und Unabhängiger Beschwerdeinstanz (UBI) kann man bei SRF nur lachen. Da dürfen Achille Casanova oder Roger Blum von morgens bis abends rügen. Chefredaktor Tristan Brenn und Direktor Rudolf Matter denken sich dabei wohl leise jenes Wort, das Schawinski laut ausgesprochen hat.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Mehr Seigniorage, bitte

Von Peter Bodenmann — Thomas Jordan sah in seiner zwanzig Jahre alten Dissertation einiges richtig kommen.



Gelddrucken ist ein rentables Monopol: SNB-Präsident Jordan.

Viele Naive glauben, die Nationalbank habe wegen des Mindestkurses viel Geld verloren. Wahr ist: Wer Geld druckt, verdient Kohle. Deshalb ist Gelddrucken strafbar, ausser, die Nationalbank druckt es selber. Vor der unnötigen Aufgabe des festen Wechselkurses hatte die Nationalbank mit Gelddrucken 400 Milliarden verdient und diese vorab in Euro-Papieren angelegt. Jetzt sind 70 Milliarden davon weg.

Bereits am 16. Januar 2015 erklärte Heiner Flassbeck: «Da der Kauf dieser Papiere die Notenbank de facto nichts gekostet hat – sie hat ja mit Geld bezahlt, das aus dem Nichts geschaffen wurde –, ist selbst der Totalausfall belanglos.» Von Totalausfall und Inflation kann keine Rede sein. Unter dem Strich bleiben auch nach der unsinnigen Aufwertung des Schweizer Frankens noch immer mehr als 300 Milliarden, die jedes Jahr 10 Milliarden Gewinn in die Kasse spülen.

Die NZZ am Sonntag hatte Anfang Januar vorgeschlagen, dieses Geld in einen Staatsfonds zu transferieren. Genau wie SVP-Mann Peter Spuhler etwas früher auch schon.

Folgen wir den Spuren eines unverdächtigen Zeugen. Thomas Jordan hat sich in seiner mittlerweile zwanzig Jahre alten Doktorarbeit mit der Einführung des Euro befasst. Für Jordan kann man sinnvollerweise Nationalbank und Staat, Währungs- und Fiskalpolitik nicht trennen. Weil nach ihm so unter anderem die

Seigniorage wegfällt. Schweizer Politik und Medien werden diesen Begriff noch buchstabieren lernen.

Gelddrucken ist ein rentables Monopol. Die Staaten mit eigener Währung machen mit ihren Nationalbanken Gewinne. Diese fallen weg, wenn neu nur die Europäische Zentralbank ohne Finanzunion Geld druckt. Ländern mit schwacher Wirtschaft brechen so notwendige Einnahmen weg. Und sie müssen sich immer stärker verschulden. So Jordans Analyse vor zwanzig Jahren. Richtig wäre heute eine gemeinsam koordinierte europäische Lohnpolitik. Und ein Finanzausgleich innerhalb Europas.

Die Schweizerische Nationalbank hätte dank Gelddrucken, dank der Nutzung der Seigniorage bei der Beibehaltung des Mindestkurses bis Ende Januar 2015 gesamthaft 450 Milliarden Vermögen geschaffen. Und hätte die Nationalbank die Verteidigung des Mindestkurses rechtzeitig mit kräftigen Negativzinsen nachgepeffert, wären die Spekulanten längst wieder abgezottelt.

Die Schweiz braucht wieder einen neuen formellen oder informellen Mindestkurs von mindestens Fr. 1.15 pro Euro. Alles andere sind Albert-Rösti-Beilagen. Das werden die Berner Oberländer dem Wahlkampfleiter der SVP schneller beibringen, als ihm lieb ist.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Everybody's Darlings

Von Kurt W. Zimmermann — Du musst die Journalisten umschmeicheln. Sonst umschmeicheln sie dich nicht.

Per du ist er mit allen. Per du ist er mit dem Besitzer des Dorfladens wie mit seinen Geschäftspartnern. Schnell per du ist er auch mit Zufallsbekannten.

Per du ist er auch mit Journalisten.

Es ist von Vorteil, wenn man mit den Journalisten per du ist. Das gibt eine bessere Presse.

Als Raiffeisen-Chef Pierin Vincenz letzte Woche überraschend seinen Abgang verkündete, erlebte man in den Medien einen Stehapplaus wie nie zuvor bei einem Manager-Rücktritt. Dauer-Duzer Vincenz wurde gefeiert wie ein Popstar auf der Abschiedstournee.

«Veni, Vidi, Vincenz!» glühte der *Blick*. Von einer «Ikone» schwärmte *Der Bund*. Einen «Draufgänger» bejubelte der *Tages-Anzeiger*. Über einen «Sonnenkönig» entzückte sich die *Berner Zeitung*. Die «Tagesschau», die das Thema Wirtschaft sonst gern in Kurznachrichten entsorgt, berichtete volle vier Minuten lang über die «Galionsfigur».

Nur ganz wenige Journalisten spuckten in die Jubelsuppe. Vincenz begehe eine «Kapitulation», kritisierte etwa die *NZZ*, er flüchte von einer «Baustelle». Das Blatt verwies auf die hohen Raiffeisen-Risiken im Hypo-Geschäft, auf die marode IT des Hauses und auf die Übernahme der Privatbank Notenstein, einen der grössten Übernahme-Flops der neueren Bankengeschichte. Vincenz mache sich von einer «Grossbaustelle» davon, monierte auch die *Basler Zeitung*.

Bei einem Glas Rotwein

Vincenz gehört zu einer speziellen Kategorie von Managern. Sie sind Everybody's Darlings der Medien. Sie sind gegenüber Journalisten leutselig und jovial, sie offerieren das Du, man darf sie auch am Wochenende und auf dem Handy anrufen. Solche Anbiederung hemmt die Kritikklust der Journaille – auch wenn es Gründe für Kritik gäbe.

Das beste historische Beispiel für diese Fraternisierungsstrategie war Crossair-Gründer Moritz Suter. Er versorgte die Medien jederzeit, gern auch bei einem Glas Rotwein, mit allerlei Intrigen und Insiderinformationen. Sie übersahen darum generös seinen fatalen Leistungsausweis, erst bei der Crossair, später bei der Swissair.

Aktuelle Beispiele gibt es ebenfalls mehr als genug. Walter Kielholz, von Journalisten gern «Killy» genannt, ist so ein Typ. Er ist stets charmant, stets redselig, er gibt den Journalisten das für sie seltene Gefühl, gemocht zu werden. Die



Jubelsuppe: Raiffeisen-Chef Vincenz.

Abstürze, welche die Credit Suisse (CS) und die Swiss Re unter seinem Präsidium erlebten, wurden darum nie ihm persönlich angelastet.

Wir könnten auch Heinz Karrer nennen, den früheren Axpo-Chef und neuen Präsidenten von Economiesuisse und Kuoni. Für Journalisten ist er immer zu sprechen, er schaut ihnen direkt in die Augen, er nimmt sie ernst oder tut zumindest so – wer will da schon darüber schreiben, dass er sich von der Axpo mit einem Verlust von 730 Millionen absetzte, oder darüber, dass die verworrene Neustrategie von Kuoni kein Mensch versteht? Und warum soll man Phonak-Inhaber Andy Rihs für die Dopingskandale seiner Velorennställe verantwortlich machen, wenn er einem an der Bar sogar eine Zigarre spendiert?

Und die kommunikativ begabten Rolf Dörig von der Swiss Life, Rolando Benedick von Valora und Urs Rohner von der CS? Warum soll man ihre Leistungsbilanz kritisch hinterfragen, wenn Sie – «Wissen Sie, ganz persönlich und ganz unter uns» – dem Journalisten vis-à-vis den Honig gekonnt ums Maul schmieren, so dass er am Schluss glaubt, dass er etwas Besonderes sei?

Ich glaube, ich muss Pierin Vincenz mal anrufen und ihn auch etwas Persönliches fragen. Ich könnte ihn fragen, wohin er als Nächstes verreise. «Nach Burma», wird er sagen, «aber das sage ich nur Ihnen.»

Gesinnungsoffer

Von Beatrice Schlag — Reale und erfundene Leidtragende.

Das heiterste Beispiel ist Masturbation. «Die verschwenderische Ergiesung des Samens verursacht Schwachheit, Trägheit, Magerkeit, eine Zehrung, die von dem Rücken ihren Namen hat; ferner Schwächung der Sinnen, Mattigkeit, geschwächten Verstand, Ohnmachten und Krämpfungen.» Das schrieb Mitte des 18. Jahrhunderts der Westschweizer Arzt Simon-Auguste Tissot, um seine Zeitgenossen vor Selbstbefriedigung zu bewahren. Er war keine Ausnahme. Unzählige Ärzte warnten damals vor Gefahren, schlimmer als Pest und Krieg, wenn der Mensch Hand an seine Geschlechtsorgane lege. Heute weiss jeder, dass Selbstbefriedigung keine Opfer fordert. Grund für ihre Verdammnis war einzig die herrschende Moral.



Das Phänomen hat sich verblüffenderweise bis heute nicht geändert: Moralische Gesinnung schafft Opfer. Psychologen bezeichnen das als dyadische Vervollständigung. Es bedeutet, dass eine moralische Überzeugung im Kopf nicht ausreicht, sondern dass es Opfer braucht, damit der Mensch an sie glaubt. In vielen Fällen sind die Opfer real. Unsere Moral verurteilt Raubmörder, Vergewaltiger oder Bombenattentäter, weil ihre Taten Menschenleben zerstören. Aber Opfer werden auch erfunden. Niemand sagt: «Dass Schwule Babys adoptieren dürfen sollen, geht mir gegen den Strich. Wer weiss, was die mit den Kindern anstellen.» Man argumentiert, ein Kind brauche Vater und Mutter. Dass fast die Hälfte der Ehen geschieden wird, fällt unter den Tisch. Ebenso, dass Kindsmisbrauch überwiegend in Familien mit Vater und Mutter stattfindet. Anderes Beispiel: Saurer Regen und das Waldsterben in Europa vor dreissig Jahren. Die Aufregung, vor allem bei den Linken, war enorm: Waren blattlose Baumstrünke das, was man den Kindern hinterlassen würde? Das Waldsterben ist kein Thema mehr, aber die Opfer, die es nicht gab, waren benannt. Dyadische Vervollständigung, sagen Forscher, sei unabhängig von linker oder rechter Politpropaganda. Sie passiere in den Köpfen schneller, als man denken könne. Wo eine Moral ist, muss auch ein zu vermeidender Schaden an Leib und Seele drohen. Der Schaden ist kein Gerede, sondern im Kopf des Moralisten sehr real. Er braucht ihn, auch wenn es dafür keine Nachweise gibt.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man seinen Mann dafür verantwortlich machen, dass am Fondueabend keine Ersatzbrennpaste im Haus ist? *Silvia Makowski, Zürich*

Für Feuer im Haushalt sind in der Regel die Männer zuständig. Oder haben Sie schon mal eine Gruppe Frauen mit einer Bierdose in der Hand um einen Grill stehen sehen, die das Fleisch beim Braten beobachten? Eben. Wenn nächstens das Geschirrspülmittel ausgeht, sind hingegen Sie verantwortlich, Frau Makowski. *David Schnapp*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Die Vorzüge und Stärken unseres Systems sind eigentlich hinlänglich bekannt.» *Arno Müller*

Unding

Nr. 5 – «Selbstbestimmung und Weltoffenheit»; Roger Köppel über die Schweiz

Es ist ein Unding, dass man, wenn man dafür ist, die Schweiz als eigenständiges, zu eigenen Gedanken fähiges Land zu erhalten, immer grad in die ultrarechte Ecke gestellt wird. Vielen Dank für dieses klare Editorial.

Marion Thut, Zumikon

Schon seit Jahren, ja fast Jahrzehnten nervt mich das dauernde Gezeter und Gejammer von links bis Mitte über die angebliche Abschottungsgefahr unseres Landes. Man kann eigentlich jeden Satz nur bestätigen. Ich muss die Vorzüge und Stärken unseres Systems und die Belege dafür nicht nochmals aufzählen, sie sind eigentlich hinlänglich bekannt und sichtbar (so man sie denn sehen will)! Wenn dem nämlich nicht so wäre, stünde unsere Nation nicht so gut da, wie sie es doch schon so lange tut. Für diese erfolgreiche Geschichte sind sicher verschiedene Komponenten notwendig.

Eine davon können wir Wähler im nächsten Herbst wieder berücksichtigen. Wenn wir nicht Angsthasen, Memmen und Zauderer nach Bern schicken, sondern selbstbewusste, überzeugte und verantwortungsvolle, zu empirischem Denken und Handeln fähige Vertreter unserer Nation, dann wird die Analyse von Roger Köppel noch sehr lange zutreffen. Ich bin jedenfalls sehr froh, dass die Darstellung des ganzen Sachverhaltes endlich mal zu Papier gebracht wurde!

Arno Müller, Kappel

Nächstbester Planet

Nr. 5 – «Ankunft der kalten Frau»; Sarah Pines über die Fortpflanzung

Wer die Bücher «Wenn die Sonne stirbt» (O. Fallaci) und «Das egoistische Gen» (R. Dawkins) gelesen hat, weiss, dass das Einfrieren von weiblichen Eiern oder Spermien nicht «erfunden» wurde, um ein paar Menschen glücklich zu machen. Das dürfte allenfalls ein Nebenprodukt sein. Da der Mensch von diesem Planeten – nach dessen kompletter Plünderung – wegmuss und zu weit entfernen zu gelangen hat, bleibt ihm für diese lange(n) Reise(n) nichts anderes übrig, als mittels modernster Technik den Transport von Menschen so zu organisieren, dass wenigstens ein paar wenige auf den nächstbesten Planeten gelangen, auf dem man ähnlich leben kann wie hier. Hierfür eignet sich das im Artikel beschriebene Verfahren hervorragend. Dies gilt

selbst für den Fall, dass eine Reise mit Lichtgeschwindigkeit möglich wäre.

Helmut Beyer, Dürnten

Tiefsinnig und klug

Nr. 4 – «Einbruch des Bösen»; Regula Stämpfli über die Todesstrafe

Gerne bedanke ich mich für den gleichermassen tief sinnigen wie ausgesprochen klugen und hervorragend formulierten Artikel.

Adrian Lüchinger, Horgen

Ein bisschen «gegen den Mainstream»

Nr. 4/5 – Berichterstattung zur Aufhebung der Euro-Untergrenze

Mit dem Wegfall der Eurountergrenze sind die exportorientierten Unternehmen durch die hohen Lohnkosten in der Schweiz benachteiligt. Was spricht dagegen, dass die Nationalbank die zwanzig Prozent an Lohnkosten für die exportierten Produkte kompensiert? Wäre sicher mit wenig administrativem Aufwand für eine begrenzte Zeit hilfreich und möglich und würde wesentlich weniger als die Euro-Käufe kosten. *Fritz Tresch, Rüti*

Thomas Jordan ist nicht nur der Nationalbank-Chef, der es gewagt hat, die unserem Land mehr Kosten als Nutzen bereitende Bindung des Schweizer Frankens an den maroden Euro mit einem Schlag aufzulösen. Er ist auch der Ökonom, der in seiner Doktorarbeit präzise die Euro-Krise vorausgesagt hat – vor genau zwanzig Jahren: Sie ist verblüffend aktuell.

Jürg Walter Meyer, Leimen bei Heidelberg

Wieso informiert die Nationalbank im Nachhinein nicht, wie viel Franken ohne Aufhebung der Untergrenze nochmals hätten investiert werden müssen? Der Devisenbestand wäre im Januar nochmals kometenhaft angestiegen. Eine transparente Information würde nun zu einem besseren Verständnis beitragen. Wie hoch ist der Abschreibungsbedarf auf dem Devisenbestand per 31.12.2004? Ich vertraue der Nationalbank und nehme auch an, dass ein grosser Teil des Euro-Bestandes abgesichert wurde. Der Verlust würde sich also in Grenzen halten. Ganz sachlich betrachtet, hatte die Nationalbank gar keine andere Wahl, als zu handeln und so den Schaden zu minimieren. Es ist immer möglich, ein Haar in der Suppe zu finden. Wir können froh sein, dass die Nationalbank ihre Eigenständigkeit bewahrt hat und wirklich unabhängig ist.

Arnold C. Bauert, Zürich

Jordan, der mutige Held und Patriot, von der *Weltwoche* zu einem der ihren erhoben! Bravo! Allerdings: Allzu viel braucht es dazu nicht. Ein bisschen «gegen den Mainstream» (welchen?) und ein bisschen Unabhängigkeit, und schon gehört man dazu. Wozu aber soll das alles – also die Entkoppelung des Frankens vom Euro – wirklich gut sein? Fehlanzeige. Wo genau sind nun diese angeblichen erweiterten Entwicklungsmöglichkeiten unseres Landes? Alles nebulös. Das Risiko eines Wertverlusts der vielen gekauften Euros soll vermieden werden.

Nun gut. Aber wenn jemand hier wirklich keinen Verlust befürchten muss, dann ist es die Nationalbank, die das Geld für diese Euros ja im Keller druckt, das heisst quasi aus dem Nichts schafft. Bleibt noch die drohende Inflation. Warum – wo doch die Inflation trotz langjähriger, noch nie da gewesener Flutung der Märkte mit Liquidität auf wundersame Weise schlicht ausbleibt? Weil der Begriff in Vergessenheit geraten ist, so die ratlosen Autoren. Volkswirtschaft vom Feinsten! Aber Hauptsache, unabhängig und gegen den Strom ... *Andrea Mathis, Adliswil*

Herr Jordan hat das einzig Richtige getan, indem er die Anbindung des Schweizer Frankens an den Euro aufhob. Er war sich auch dessen bewusst, dass viele Politiker und Vertreter von Partikularinteressen keine grosse Freude haben würden an diesem Entscheid. Herr Jordan hat auch unseren Bundesräten gezeigt, was Standhaftigkeit ist gegenüber der EU.

Emanuel Bugmann, Meggen

Der gesunde Menschenverstand hat sich weitgehend aus dem Bundeshaus, von den Volksvertretern und den Richtern verflüchtigt. Und die Einsicht, dass dem so ist, erst recht. Es wäre auch den Linkspopulisten wie den Grünliberalen, den Grünen, der CVP und sogar der SP zuzumuten, endlich zuzuhören und gescheitert zu werden. Das Gejammer über den Schritt der Nationalbank (SNB). Echte Unternehmer jammern nicht, sie vertun die Energie nicht mit Blabla, sondern machen aus der Situation etwas Neues. Man stelle sich vor, was gewesen wäre, wenn die SNB diesen Schritt Mitte Dezember gemacht hätte. Das hätte manche Bilanz in Schräglage gebracht. Und wo ist der mutige Politiker, der sagt, dass die SNB es richtig gemacht hat?

Peter Müller, Wettingen

Tiefsinnig und klug

Nr. 5 – «Der Tiger ist los»; Heinz Zimmermann zur Aufgabe der Euro-Kurs-Untergrenze

Ich bin froh, dass Heinz Zimmermann diesen Essay verfasst hat, er bringt die dringend notwendige und sachliche Klärung.

Andreas Schmied, Fraeschels

Schon gar nicht Barroso

Nr. 4 – «Für ganz Europa sprechen»; Interview mit José Manuel Barroso

Es ist fraglich, ob es für die EU gut ist, abgehalfterte oder abgewählte Ministerpräsidenten zu EU-Kommissions-Chefs zu machen. Herr Barroso hat – trotz seiner Aussage, die Schweiz sei seine zweite Heimat – unser Land offensichtlich nicht begriffen. Auch hat er das Freizügigkeitsabkommen zwischen der EU und der Schweiz wohl nicht gelesen.

Es muss einmal mehr und nachdrücklich festgehalten werden, dass die Schweiz zu keinem Zeitpunkt den Freizügigkeitsvertrag gebrochen hat. Der Souverän hat auf Verfassungsstufe beschlossen, die Einwanderungspolitik wieder in die eigenen Hände zu nehmen, und die Regierung hat der EU mitgeteilt, dass sie über das Abkommen verhandeln wolle, so wie es das Abkommen in zwei Artikeln ausdrücklich vorsieht. Wenn die EU die Aufnahme von Verhandlungen und auch nur schon von Gesprächen verweigert, so sind wir es, die rufen müssen: «Pacta sunt servanda» – und nicht die EU und schon gar nicht der famose Herr Barroso. Nicht nur die Schweiz, sondern auch die EU hat ein Interesse an einer fruchtbaren Zusammenarbeit.

Peter V. Brunner, Stäfa

Komische Leser

Zum Comeback des *Weltwoche*-Cartoons «Poldi»

So, so. Die Leser wollten den Poldi zurück. Komische Leser.

Hans Ruedi Hebeisen, Oberembrach



 www.stellen-anzeiger.ch

 **STELLEN-ANZEIGER**
Das Schweizer-Jobportal

Leserblitz

Im Niemandsland

Meine Nöte am Bankschalter.
Von Flavio Engi

Diese Zeilen sind nicht gegen die sehr freundlichen, hilfsbereiten und leider aber auch ratlosen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von UBS und Credit Suisse in Chur gerichtet: Im Ausland wohnhaft und für das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten tätig, im Dienste der Eidgenossenschaft also, wollte ich für mich und meine Lebenspartnerin ganz einfach ein Lohnkonto in der Schweiz eröffnen. Erwähnt sei an dieser Stelle, dass ich meinen Lohn in der Schweiz erhalte, eine Krankenkasse und auch Konten in der Schweiz besitze und auch Steuern zahle. Ich gehöre nicht zu denen, welche der Schweiz den Rücken kehrten und «auf und davon» liefen ins Ausland, oder nennen wir es Niemandsland, da ich nur mit der Schweiz verwurzelt bin und im Niemandsland lediglich meinen Dienst fürs Vaterland verrichte.

Guten Mutes begab ich mich in die Credit-Suisse-Niederlassung in Chur. Nach Abklärungen erhielt ich die ernüchternde Erkenntnis, dass die Eröffnung eines Lohnkontos für mich leider nicht möglich sei, da ich keinen Wohnsitz in der Schweiz hätte. Selbiges bei der UBS in Chur. Ich stelle mir dann doch die Frage, wie etwa ein gewisser Herr aus München sein Vermögen im Millionenbereich bei Schweizer Banken hinterlegen konnte. Ohne Schweizer Pass, ohne in der Schweiz Bundessteuern zu bezahlen, ohne eine Krankenkasse zu besitzen, ohne im Dienste der Eidgenossenschaft tätig zu sein und nicht zuletzt ohne Wohnsitz in der Schweiz? Die Antwort erhielt ich von der CS: Ein Konto zu eröffnen, wäre auch für mich möglich, aber mit einer ersten Einlage von mindestens 250 000 Franken. Da ich nicht in derselben Liga spiele, kommt dies für mich nicht infrage.

Etwas vertraut mit den An- und Abmelde-möglichkeiten, sollte ich während meines noch laufenden Ferientaufenthaltes in meiner Heimat die Option offenlassen, mich in Chur anzumelden, das Konto zu eröffnen und nach Erhalt der Karte meinen Wohnsitz kurzerhand wieder ins Ausland zu verlegen. Ich werde dies jedoch nicht tun, denn es wäre ein bürokratischer, Steuergelder verschlingender Aufwand. So belasse ich meinen Wohnsitz vorerst im Niemandsland, das Geld unter meinem Kopfkissen aufbewahrt, um dann bei Notwendigkeit wieder eine Schweizer Bank zu retten!

Bruxelles perdu?

Der populärste Name für neugeborene Brüsseler Buben ist Mohammed. Die Hälfte der Neugeborenen in Europas Hauptstadt sind Muslime. Deren Viertel gelten als Problemzonen, wo selbst der Polizei die Kontrolle entgleite. Erkundungen an Europas krankem Herz. *Von Urs Gehriger*

*C'était au temps où Bruxelles chantait
C'était au temps du ...
(Jacques Brel)*

Sehr bekannt kommt es einem vor, tausendmal hat man es schon gesehen, in der «Tagesschau», welche dieses architektonische Kapitalverbrechen jeweils hinter dem Korrespondenten in die Kulisse einbaut. Geschmeidig-grau ragt es in den triefenden Himmel, das Europäische Parlament, umstrichen vom Winterwind, der vom Atlantik her Feuchteisiges über Flandern peitscht.

Mittagszeit. Wie ein Mastdarm entleert sich nun dieses *bâtiment triste*, spült bestrumpfte Beinchen und parfümierte Scheitel auf den Espace Léopold, hinein in die beheizten Futterkrippen. Erregt unterhalten sie sich beim Verzehr über die unbotmässigen Griechen, diese Larifari-Hellenen, Schatten ihrer gloriosen Ahnen, zur Reform unfähig. Haben nun auch noch, Gipfel der Dreistigkeit, diese Syriza gewählt. Weit über den Tellerrand wird hier im Europaviertel, in der Brüsseler Oberstadt, politisiert, den Russen eine neue Sanktionskanone geladen, werden diplomatische Noten ausgeteilt. Dabei ist gleich hier vor der Tür der Teufel los.

«Europäische Szenestadt»

Um die 400 Belgier sind nach Syrien in den Heiligen Krieg gefahren, europäischer Rekord, gemessen an der Elf-Millionen-Bevölkerung. Längst hätten die Bärtigen ihre Netzwerke über das ganze Land gespannt, berichtet die Presse. Gerade wieder haben Spezialkräfte eine Zelle ausgehoben. «La Belgique en alerte!», Schlagzeilen am Kiosk: «Les belges cibles de l'état islamique».

Belgien, flaches Land, Heimat von Eddy Merckx, René Magritte, Georges Simenon, *comment vas-tu?* Gut siehst du aus, von hier oben betrachtet. Die Zierbüsche vor dem Königspalast, wo einst Leopold II. als König über den Kongo (im Privatbesitz) waltete, sind ordentlich gepflegt. Dessen Neffe Albert I. (hat 1908 das Matterhorn über den Hörnligat bestiegen), hoch zu Ross auf dem Steinsockel, wacht über sein Revier, das im Winterdunst dasteht wie eine gefrorene Hochzeitstorte.

Nähert man sich vom Europaviertel dem Zentrum, trübt nichts das Bild. Glänzende Zinnen und bauliches Raffinement flattieren dem Auge. Man muss ja nicht gleich am Jüdischen Museum vorbeiflanieren, wo der 29-jährige Mehdi

Nemmouche, Syrien-Söldner mit französischem Pass, letzten Mai vier Menschenleben mit einer Kalaschnikow ausgelöscht hat. Einfach die ausladend geschwungene Treppe hinuntergleiten, dem Rathaus entgegen. Dort winken dessen gotische Ziertürme an der Grand-Place, Europas prächtigstem Freilufttheater.

Kommt man allerdings von Norden, Westen oder Süden her, gestaltet sich die Ankunft etwas gewürzter. Vom Südbahnhof aus zum Beispiel, über den Boulevard Maurice Lemonnier, da gurgelt die Wasserpfeife, flattert das Kopftuch, es wiegt sich der Tschador im Wind. Orientalisches, so weit das Auge reicht, einen Kilometer lang. «Nouveau: L'Agérie», preist Tonton Chami seinen neuen Halal-Burger. Der Bazar Al-Baraka verkauft in Zehn-Kilogramm-Säcken Couscous und Reis. Via al Quds wirbt für Pilgerreisen nach Mekka und Medina. Und bei Chems Tours gibt's Busverbindungen nach Marokko, *toutes directions*, zu 99 Euro die Fahrt, 45 Kilogramm Gepäck inklusive. Die meisten reisten leer runter, sagt Unternehmer Chadli, füllten dort ihre Taschen und schleppten sie nordwärts in die neue Heimat, Habseligkeiten des Familiennachzugs.

Ein Viertel der Brüsseler Bevölkerung sind Muslime, 300 000 insgesamt. Siebzig Prozent kommen aus Marokko. Zwanzig Prozent aus der Türkei. Im Karacho wächst ihre Zahl. Die Hälfte der Neugeborenen in der Stadt sind Muslime. Seit 2001 heisst der populärste Name für neugeborene Brüsseler Buben Mohammed. Beim Propheten, die «Hauptstadt Europas» ist eine der islamischsten Städte des Kontinents.

Das steht freilich in keinem Reiseführer. Dort steht: «Brüssel hat mittlerweile Berlin und Barcelona den Rang als europäische Szenestadt abgelaufen» («Marco Polo»). «Auch Besucher können dieses kosmopolitische Flair erleben – wenn sie sich brüsselerisch geben: *convivial*, das heisst etwas phlegmatisch, mit leicht ironischer Distanz, aber im Grunde genommen offen, menschlich und neugierig.» Wohlan, ein bisschen Musse, dazu einen kräftigen Schluck, schon weitet sich dem geneigten Besucher das verengte Herz.

Prächtig schmeckt das Leffe Vieille Cuvée, 8,2 Volumenprozent, nach so viel orientalischer *surprise*. Eintauchen der Lippen in die samtene Schaumkrone, kontemplatives Sedieren, Verdauen der demografischen Kost im Angesicht der Bourse und der Grand-Place, an der Wand strahlt ein bekanntes Gesicht. Ein Lachen, min-



Muslime unter sich: Molenbeek-Quartier in

destens drei mal drei Meter gross, die Schmolllippen halb offen, die Schaufelzähne hasenartig an der frischen Luft! Jacques, wunderbarer, Herzschmerz trällernder Jacques Brel.

*Ça sent la bière
De Londres à Berlin
Ça sent la bière
Dieu qu'on est bien*

«Ihr erstes Mal?», fragt Pierre hinter dem Treisen. «Es riecht, als ob man stirbt», er redet nicht vom herben Abteibier, sondern von dem, was vor ihm in der Zeitung steht. Judith, weiss beschürzt, sagt: «Es ist so dunkel im Quartier», und rümpft ihr feines Näschen: «Gestohlen und gehetzt wird, dort drüben», hebt dabei die Hand, westwärts. Selbst die Polizei traue sich nicht mehr auf die Strasse. Jawohl, bloss ein paar Schritte vom Zentrum entfernt regiere die islamistische Unterwelt. «Ordure», zischt sie.



Brüssel.

«Ça te casse les couilles!», macht er. Richtung Westen, ein paar hundert Meter nur, an der Porte de Flandre, hinter dem Charleroi-Kanal, beginnt es also, das Morgenland. Von einem Schritt zum anderen wechselt das Strassenbild, als wär's ein Schnitt im Film. Männer dominieren, Frauen tragen Tuch am Kopf. Molenbeek – Klein-Marokko heisst es auch. 96 000 Einwohner, 90 bis 95 Prozent Muslime, schätzt die Polizei.

Vom textilen Käfig ins häusliche Verlies

Seit dem 19. Jahrhundert wohnen traditionell Arbeiter hier. In den 1960ern zogen die Gastarbeiter ein, die man aus Nordafrika geholt hatte, dann kamen ihre Familien nach, auch jetzt holt manch einer seine Braut über das Mittelmeer hierher. Nur zu tun gibt's wenig. In den letzten Jahren wurden viele Industriebetriebe geschlossen. 31 Prozent sind arbeitslos, sagt das Statistikamt.

Sehen ganz freundlich aus, die Marokkaner-senioren in hellbrauner Dschellaba, promenie-ren die Chaussée de Gand auf und ab. Überall wird geschäftet. Im Euro-Shop gib't für einen Euro allerlei Nützliches. Besen, Nagelscheren, Seife aus Aleppo (Vorkriegsproduktion). Weiter oben, gegen die Metrostation Etangs Noirs (schwarze Teiche), eine Metzgerei nach der anderen. Hammel, Hühner, Kälblein, bloss kein Schwein weit und breit. Im Abattoir de Volaille Islamique verkauft Chérif Gefieder aller Art. Bleich, gerupft und mit schlaffem Hals liegt es in der Auslage, halal ins Jenseits befördert, gleich wie die Schäflein und Kälblein bei lebendigem Leib ausgeblutet, betäubungslos geschlachtet, *comme il faut*.

Fleisch und Fleischiges, so weit das Auge reicht, bloss keine Fleischeslust. Alles geht züch-tig zu und her auf der Chaussée in Molenbeek. Aus der Ferne hören wir Jacques in Wehmut sin-gen, wie einen Geist aus längst verwehelter Zeit:

*Quand on n'a que l'amour
Pour vivre nos promesses
Sans nulle autre richesse
Que d'y croire toujours*

Kalt umgreift es einem das Herz, wo in den Strassen keine Liebenden gehen, wo keine Hand die andere hält, wo Männer unter Män-nern in Kneipen Tee schlürfen und vor dem Fernseher vor sich hin dämmern, wo die Weiber in langem Mantel und Kopftuch den Wänden entlangstreichen, hurtig ihre Einkäufe tätigen, um wieder in ihrem Gemäuer zu verschwinden. Vom textilen Käfig ins häusliche Verlies sozusagen. Liebe kann doch nicht so unkörperlich sein, selbst in der äussersten Frömmigkeit nicht. Aber wer spricht denn schon von Liebe, wenn Gewalt regiert?

Nach einer Schiesserei mit Islamisten (zwei Tote) Mitte Januar wurde die zweithöchste Ter-rorstufe im Land ausgerufen, 300 Soldaten



Muslimische Demonstranten in Molenbeek.



Zweithöchste Terrorstufe: Militärpatrouillen vor dem EU-Hauptsitz in Brüssel.

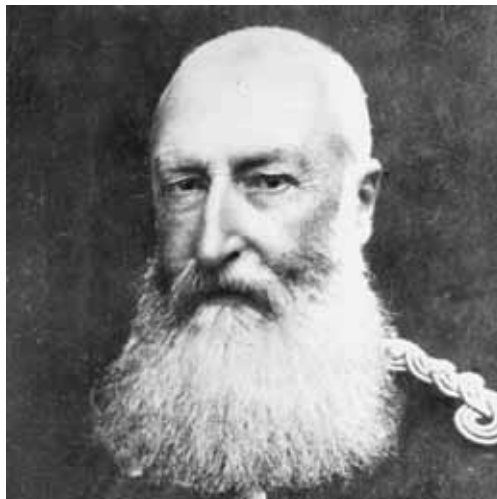
patrouillieren auf den Strassen von Brüssel und Antwerpen. Islamisten sollen einen Anschlag auf die Polizisten geplant haben. Ihre Spur führt mitten in dieses Quartier. Die Erschossenen haben hier gewohnt. Der Kopf der Islamistenzelle, Abdelhamid Abaaoud, ein 27-jähriger Belgier mit marokkanischen Wurzeln, ist in Molenbeek aufgewachsen, er soll sich in Syrien dem Islamischen Staat angeschlossen haben.

Was ist hier los? Der Telefonverkäufer wird es uns erklären. So freundlich hat er eben eine Handy-Hülle aus Plastik zum halben Preis verkauft. Doch er sagt bloss: «Ich weiss nicht, wovon Sie sprechen.»

«Undercover in Klein-Marokko»

Dabei steht es doch geschrieben. Die flämische Journalistin Hind Fraihi, die in Molenbeek als Studentin getarnt recherchierte, hat 2006 darüber ein Buch verfasst: «Undercover in Klein-Marokko» (Untertitel: Hinter den verschlossenen Türen des radikalen Islam). Die muslimische Jugend «lehnt die westlichen Werte ab, was selbst ihren Eltern Sorgen macht», schreibt sie. Die ältere Generation, gläubig, aber nicht religiös, nennt ihre Kinder «verlorene Generation».

Als Muslima und Kind marokkanischer Einwanderer öffnete Fraihi Pforten, die Aussenstehenden verschlossen bleiben. Sie traf Frauen im Vollschleier, die sich gegen den Willen der Eltern dem Religiösen zugewandt haben. Für Fraihi sind sie Teil einer «Muslim-Punk-Kultur», einer Art Revolte. Als sie im Quartier einzog, wurde Fraihi eingebläut, nicht nach sieben Uhr abends auf die Strasse zu gehen, wenn die jungen Männer durch die Strassen ziehen. Sie tat es trotzdem und heuerte ihren Bruder als Bodyguard an. Warum hängt die Jugend her-



Leopold II., König von Belgien und Kongo, um 1909.

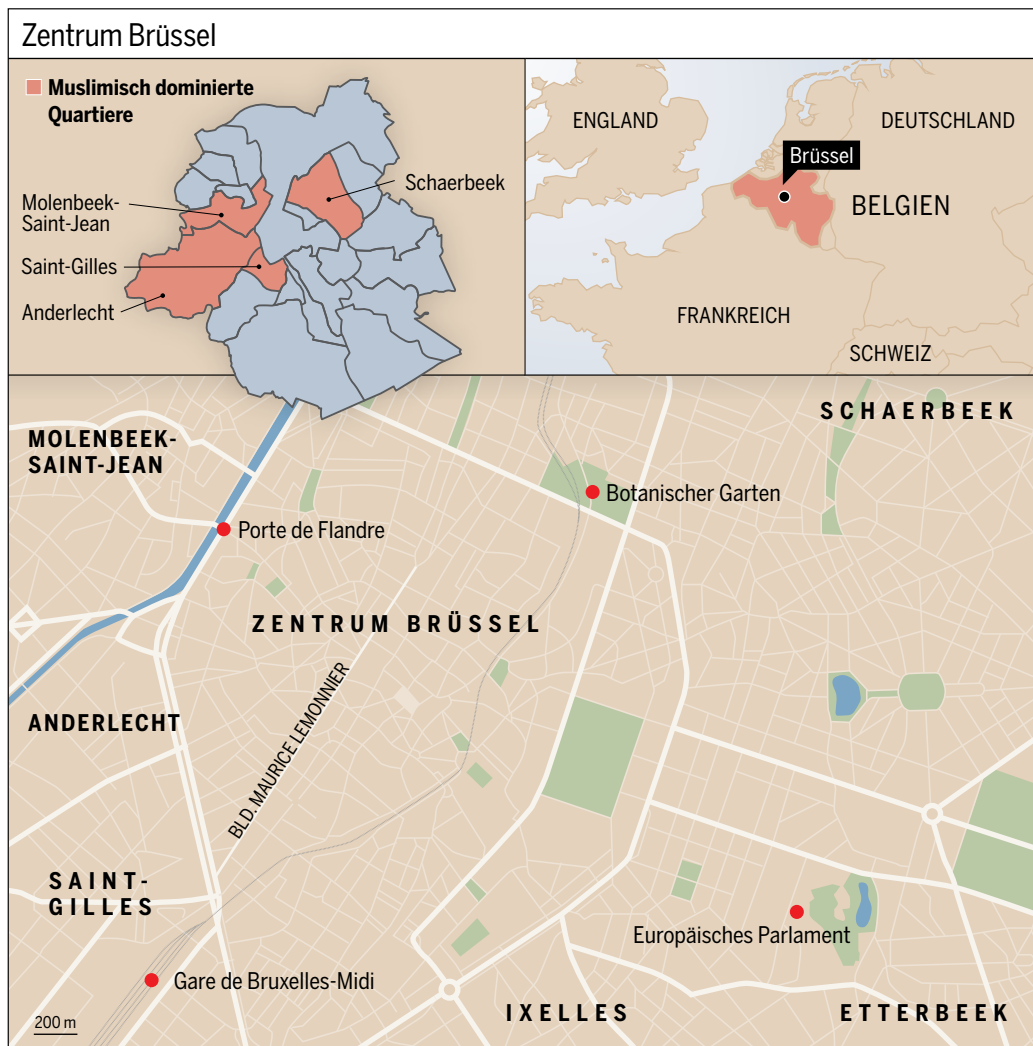
um? Weil sie Geld machen kann, ohne zu hart zu arbeiten, schreibt Fraihi. Mit Drogenhandel, Stehlen, Erpressung. Sie geben den Belgiern die Schuld dafür, dass sie ausgegrenzt würden, werfen dem Staat vor, ihren Eltern nicht dankbar zu sein dafür, dass sie sklavisch das Eisenbahnsystem des Landes aufgebaut hätten. Aber sie arbeiten auch nicht, weil es einfacher ist, nicht zu arbeiten. Fraihi trifft Jungs überall im Quartier, die erzählen, sie würden sich in die Luft sprengen, weil arabische Führer Muslime nicht beschützten und weil jemand etwas tun müsse. Sie beten die Parolen der salafistischen Gruppe Sharia4Belgium nach, die in Belgien die Scharia einführen will und Jugendliche für den Heiligen Krieg rekrutiert. In Molenbeek gebe es fast überall Moscheen, Gebetszirkel in Privatwohnungen, erfährt Fraihi, aber es sei schwer, sie zu finden, selbst für Muslime.

Fragt man heute Passanten nach der Stimmung im Quartier, stösst man auf Schweigen.



Symbol für Belgien schlechthin: Jacques Brel.

Eine Omertà liegt wie ein bleierner Schleier über Molenbeek. Bardame Alexandra aus Sofia im «Time Out» am Quartiertand bei der Porte de Flandre könnte es wissen, aber ihr Französisch ist flüchtig, und Arabisch versteht sie kein Wort. Sie sagt über ihre Kundschaft: «Es sind vor allem Araber, sie kommen auf ein schnelles Bier.» Auszeit vom züchtigen Alltag. Auch die alte Inderin, Kioskfrau an der Rue Wayez im benachbarten Anderlecht, verkauft ihre Duvel-Fläschchen vorwiegend Arabern. «Es wohnen ja keine anderen mehr in unserem Quartier.» – «Anderlecht, im westlichen Teil von Brüssel, bietet ein reizvolles Stadtzentrum mit der Kirche St-Guidon und dem Astrid-Park», schreibt der «Guide Michelin». Der hat wohl schon lange keinen Kundschafter mehr hierhin entsandt. Hier erinnern nur die Namen der Tramstationen wie Douvres (Dover) und Resistance an europäische Geschichte.



Einziger Stolz des Quartiers ist sein Fussballklub, Rekordmeister und seit drei Jahren Titelhalter. In der Kirche St-Guidon, Grundsteinlegung 1046, wo einst Erasmus, der grosse Humanist, Unterschlupf gefunden hat, ist jeden Morgen Messe um halb neun, alternierend auf Flämisch und auf Französisch, doch kaum jemand gehe hin, sagt eine gekrümmte Frau. Sie zündet zwei Kerzen an. Eine für ihren verstorbenen Mann und eine für Belgien.

*Faut vous dire, Monsieur
Que chez ces gens-là
On ne pense pas, Monsieur
On ne pense pas, on prie*

Der Islam mobilisiere mehr Menschen in Brüssel als die römisch-katholische Kirche, politische Parteien und sogar die Gewerkschaften, schreibt der Soziologe Felice Dassetto in seinem Buch «The Iris and the Crescent», das er nach einjähriger Feldstudie verfasst hat. Dassetto sagt voraus, dass die Muslime im Jahr 2030 die Mehrheit in Brüssel stellen werden.

Vier Quartiere Brüssels sind heute muslimisch geprägt. Wie ein Halbmond wachsen sie ums Zentrum, von Saint-Gilles im Süden um den Südbahnhof, über Anderlecht und Molenbeek bis zum nördlichen Schaerbeek, das sich vom Botanischen Garten bis zum Nord-

bahnhof erstreckt und wo vorwiegend Türken zu Hause sind. In vielen dieser Gegenden habe die Polizei längst die Kontrolle verloren, berichtete das ZDF schon vor drei Jahren. In Molenbeek wurde ein Team der Deutschen Welle beim Filmen tätlich angegriffen. Die Molenbecker Bürgermeisterin Françoise Schepmans regt das Image ihrer Gemeinde grässlich auf. «Ein für alle Mal, es gibt keine rechtlosen Zonen in Molenbeek», nervte sie sich letzte Woche in der Presse.

Auch Julie Mampuy, Sprecherin der Molenbecker Polizei, schüttelt nur den Kopf. Mitnichten sei der Polizei die Lage entglitten. Die Polizei greife ruhig und effektiv ein, ohne dass die Medien etwas davon mitbekämen. Zurzeit sei die Stimmung «etwas heisser» geworden. Man habe seit kurzem die Patrouillen personell aufgestockt. Aber trotzdem sei alles besser als noch in den neunziger Jahren. Spannungen seien nichts Besonderes, schliesslich gebe es hier Einwohner aus über hundert Ländern.

Es sind Spannungen unter Muslimen, denn Christen gibt es hier kaum mehr und Juden erst recht nicht. Einst Heimat einer lebendigen jüdischen Gemeinde, hat Molenbeek heute keine einzige Synagoge mehr. Das Inventar des letzten Gebetshauses schlummert, fein säuberlich protokolliert und eingelagert, im Jüdischen Museum, wie eine Mitarbeiterin dort bestätigt. Mit der muslimischen Immigration sei der An-

tisemitismus in ganz Belgien gestiegen, zu diesem Schluss kommt eine 426-seitige Studie mit dem Titel «Jong in Brussel» (Jugend in Brüssel), welche von der Youth Research Platform verfasst wurde. Die Hälfte der muslimischen Studenten in Brüssel sei antisemitisch. «Diese anti-jüdische Einstellung hat nichts mit einem niedrigen Bildungsniveau oder geringem Sozialstatus zu tun», sagte Mark Elchardus, einer der Autoren des Reports, im Interview mit der belgischen Zeitung *De Morgen*. «Der Antisemitismus ist theologisch inspiriert.»

Davon ist im Polizeihauptquartier von Molenbeek keine Rede. «Sechs von zehn Brüssellern sind tolerant», schätzt Polizeisprecherin Mampuy. Offenheit sei eine belgische Tradition. Schliesslich sei es doch erfrischend, neue Sachen im Quartier zu finden, *n'est-ce pas?* Die hohe Arbeitslosigkeit, sie sei hier das grosse Problem. Und die Integration.

Im Namen der Toleranz

«Integration ist ein überflüssiges Wort», sagt Hind Fraihi, die marokkanische Undercover-Autorin. «Die muslimische Jugend wird von Multikulturalismus und der Integrationsmaschine gehätschelt, alles im Namen der Toleranz.» Es sei ganz einfach. Jeder müsse die allgemein geltenden sozialen Regeln einhalten. «Wer denkt, diese Regeln seien nicht gut, dem habe ich einen guten Rat: <Verreis.>»

Hier löschen wir das Licht, um in die Unterwelt abzutauchen und an den Ausgangspunkt zurückzukehren. Kaum eine Viertelstunde dauert die U-Bahn-Fahrt im marronibraunen Interieur ins EU-Quartier, wo sie am kranken Herz Europas operieren, die *immigrés de luxe*, Diplomaten und Bürokraten, die mit ihrem Zustrom die Armen noch enger in ihren Quartieren zusammendrängen und die Hälfte der Polizei für ihre Sicherheit beanspruchen.

Nacht will es werden. Wie schnell das Heute im Gestern verschwindet. Brüssel hat seine Vergangenheit verloren, hat es auch seine Zukunft verspielt?

Versöhnen wir uns bei «Léon», wo Eddie Merckx vergilbt an der Wand pedalt, mit dem Kämpferherzen, bis zur Erschöpfung strampelnd. Vertilgen wir eine Portion Moules mit Fritten und spülen alles runter mit einer Flasche Moselle. Und dann drehen wir den alten Brel nochmals auf, lassen ihn seine Ode auf das «Vlakte Land» singen und stürzen mit ihm den «lieben Gott» vom Himmel. Laut soll er klingen, der Bariton des Nonkonformisten und Atheisten, solange seine Zeilen noch nicht verboten sind:

*Toi, toi, si t'étais l'bon Dieu
Tu n's'rais pas économe
De ciel bleu*

*Mais tu n'es pas l'bon Dieu
Toi, tu es beaucoup mieux
Tu es un homme*



«Fiskalisches Waterboarding»: Aufsteiger Varoufakis.

Der Minotaurus

Der neue griechische Finanzminister Jannis Varoufakis ist ein seltsamer Prophet und politischer Performancekünstler. Niemand kann gewinnender grinsen. Er will nicht nur Griechenland retten, sondern die ganze Welt. *Von Boris Kálnoky*

Griechenlands neuer Politstar ist nicht Ministerpräsident Alexis Zypas, den kannte man schon. Es ist sein Finanzminister Jannis Varoufakis. Ein viril grinsender Frauenschwarm vom Typ Professor für Extremes, der Motorrad fährt und Bassgitarre spielt. Letzteres stimmt nicht, er sieht nur so aus. Aber der Rest schon. Varoufakis lehrt Dinge, die ganz anders sind als das, was man bisher hörte. Die Weltwirtschaftskrise von 2008 begann 1971 mit der Abschaffung des Goldstandards. Schuld ist Amerika. Die Lösung kann nur eine planetarische politische Einigung sein. Die globalisierte Wirtschaft ist bis dahin eine, die zerfällt. All das steht in seinem Buch «Der globale Minotaurus.»

Er selbst wirkt wie das personifizierte Gegenteil eines EU-Bonzen oder sonstigen Mainstream-Politikers. Er fliegt Economyklasse, trägt weder Krawatte noch Bürohemd. Er wirkt wie einer, der ein echtes Leben hat. Mit

Der Finanzminister hat es geschafft, dem Schlagzeilen-Liebling Zypas das Rampenlicht zu stehlen.

seiner Frau Danae Stratou, einer international anerkannten Künstlerin, bereiste er die «Bruchlinien» dieser Welt, von Kaschmir bis zur US-mexikanischen Grenze. Sie machte Kunst daraus, er schrieb über die wirtschaftli-

chen Hintergründe dessen, was er sah. Wenn er von Taten spricht, die nötig seien, klingt er selbst ein wenig wie ein rasender Minotaurus. «Europa braucht einen Stoss», sagte Varoufakis im April 2014. Damals war er noch nicht Finanzminister, sondern ein international gefeierter junger Wirtschaftsprofessor mit gewagten Thesen. Und Alexis Zypas war noch nicht Regierungschef, sondern der chancenlose Kandidat der Linksparteien für den Vorsitz der EU-Kommission.

Inzwischen regiert Zypas Griechenland, und es scheint ein wenig so, als sei Varoufakis sein mitregierender Ko-Ministerpräsident. Der Finanzminister hat es geschafft, dem Schlagzeilenliebling Zypas das Rampenlicht

zu nehmen, mit markanten Sprüchen und Auftritten, die Europa tatsächlich einen «Stoss» versetzen.

Troika in die Wüste geschickt

«Fiskalisches Waterboarding» hat er die «Retungspolitik» der Europäer gegenüber Griechenland einmal genannt. Es sei alles nur ein zynischer Versuch, das Geld der Banken zu retten und dafür die Schwächsten der Gesellschaft auszuquetschen.

Und dann sein erster Auftritt im Brennpunkt der Weltmedien, auf der Pressekonferenz mit dem Chef der Euro-Gruppe, Jeroen Dijsselbloem. Der hatte soeben über das vorangegangene Gespräch mit Varoufakis typische Brüsseler Nebelschwaden produziert und Dinge gesagt wie «Lösungen suchen» und «noch nichts Endgültiges besprochen». Dann ergriff der griechische Finanzminister das Wort und schockte Europa: Man habe keine Absicht, mit der «fadenscheinigen» und «anti-europäischen» Troika weiter zusammenzuarbeiten – also mit dem Dreigespann aus Europäischer Zentralbank, EU-Kommission und Weltwährungsfonds.

Dijsselbloem als Euro-Gruppenchef war Repräsentant dessen, was Varoufakis da in die Wüste schickte. Er legte seine Kopfhörer ab und ging ohne Abschied, sich dem aufgebrängten Händedruck des breit grinsenden Finanzministers nur mühevoll entwindend. Zugegeben, er hatte schon die ganze Pressekonferenz hindurch ziemlich grimmig aus dem Massanzug geblinzelt. Daneben Varoufakis ohne Krawatte, das Hemd locker über der Hose, mit der Miene eines Zockers, der sich seines Bluffs sicher ist, weil der andere Spieler keine Eier hat.

Todesverachtend auf den Gegner zurasen

Es war die wahrscheinlich durchschlagendste öffentliche Demütigung der EU, die es jemals gegeben hat. Die meisten Beobachter hielten den Augenblick für ein furchtbares Fiasko, aber Varoufakis genoss den Augenblick sichtlich. Am Montag dann meldete das *Handelsblatt*: Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker sei grundsätzlich bereit, die Troika abzuschießen. Offenbar hatte es nur eines beherzten Nackenschlages bedurft, damit sich Brüssel beugt.

Was der hippe Motorradfahrer Varoufakis da getan hatte, lehrt er seit Jahren an Universitäten. Spieltheorie. Todesverachtend auf den Gegner zurasen und ihn zum Fehler zwingen. Natürlich nur, wenn das Risiko kalkulierbar ist. Denn Juncker hatte schon im vergangenen Jahr öffentlich überlegt, die Troika durch eine andere, «demokratisch legitimiertere» Struktur zu ersetzen. Zudem: Die Troika spielt sowieso keine entscheidende Rolle mehr, wenn das laufende Hilfsprogramm für Griechenland am 28. Februar en-

det. Und Varoufakis hatte Dijsselbloem bereits gesagt, dass Griechenland keine Verlängerung beantragen werde.

Auch das ist weniger radikal, als es scheint: Bereits der nun abgewählte frühere Ministerpräsident Antonis Samaras wollte keine Verlängerung beantragen, auch unter ihm wäre die Troika künftig zumindest weniger gestreng aufgetreten. Dennoch war die öffentliche Erniedrigung Dijsselbloems ein so empfindlicher Schlag, dass die deutsche Regierung rasch betonte, an der Troika müsse festgehalten werden. Zwischen den Zeilen war da zu lesen: Man kann sich doch nicht von diesem Neuling gleich über den Haufen fahren lassen.

Varoufakis, der kahlgeschorene Typ mit dem Aussehen eines Actionfilmstars, liebt starke Sprüche, die Gegnern die Beine wegsäbeln. Er schöpft neue Wörter: «Bankrottokratie». Die Troika? Terrorisiert die Wähler, zerstört die Demokratie. Berlins Wirtschaftspolitik? Provinzieller Merkantilismus. Deutschland und die EU? «Sie versuchen, uns zu ersticken, uns umzubringen», sagte er der französischen *Tribune*. Das war wenige Tage, bevor er Minister wurde.

Ein «zweites Vichy»

Das französische Interview stellte er in einer englischsprachigen Version auf seinen Blog yanisvaroufakis.eu – offenbar nicht von Profis übersetzt. In demselben Stück sagte er: «Frankreich führt Krieg gegen Deutschland», denn die Währungsunion sei die Folge

Es war die wahrscheinlich durchschlagendste Demütigung der EU, die es je gegeben hat.

eines französischen Versuchs, die Deutsche Bundesbank zu unterwerfen und sich auf diese Weise an Deutschland zu bereichern. Nur dass Deutschland dabei sei, diesen Krieg zu gewinnen und in Frankreich ein Besatzungsregime zu installieren, ein «zweites Vichy».

Solche Sprüche sind Labsal für die gemarterte französische Seele, und so ist es kein Wunder, dass Varoufakis als Erstes nach Frankreich reiste, um dort ein Bündnis gegen Deutschland zu schmieden. Es ist ein Kriegsbündnis, scheint man in Berlin zu denken. Französische Experten werden den Griechen helfen, ihre Vorschläge für eine Neuordnung der Euro-Politik zu verfeinern. Varoufakis will man in Berlin vorerst nicht empfangen.

Ihm gemäss ist die griechische Krise keine griechische, sondern an den Wurzeln eine europäische, die man nur auf der europäischen Ebene lösen kann. Andere hochverschuldete Länder seien in einer ähnlichen Lage wie Griechenland, die Lösung könne nur ein integrierteres Europa sein, das auf «interner Solidarität» beruhe. Sprich: eine Transferunion, in der die Reichen die Ärmern unterstützen. Also

Deutschland Griechenland. Und Frankreich. Und Italien. Und Spanien. Und – es gibt sicher noch mehr davon. Was Griechenland betrifft: Es habe keine Schuldenkrise. Es sei bankrott. Das sei nicht durch neue Kredite zu lösen.

Anleitung zur Lösung der Krise

All das, sagt er, ohne die Miene zu verziehen, spare den Deutschen Geld. Dem Steuerzahler nämlich. Denn entweder, so argumentiert er, gleicht man das Gefälle zwischen Wirtschaften mit Aussenhandelsüberschüssen (Deutschland) und jenen mit Defiziten (Griechenland) aus, oder man lässt wie bisher Schulden anwachsen, die am Ende der Steuerzahler begleichen muss.

Je weniger man von Wirtschaft versteht, desto überzeugender klingt der Mann allein schon durch seine charismatische Nachdrücklichkeit. Er hat seine Wunderlösungen für alles in einer Abhandlung namens «Ein bescheidener Vorschlag» beschrieben. So hiess eine Satire, die Jonathan Swift 1729 veröffentlichte – darin regt er an, die Armen könnten ihre Kinder verkaufen, damit die Reichen sie essen. Das ist im Grunde Varoufakis-Geist, aber sein Werk ist nicht satirisch: Es ist eine technische Anleitung zur Lösung der Krise. Im Wesentlichen beruhe die Lösung auf einer europäischen Schuldenumwandlung für alle Schuldnerländer, einer Europäisierung der Investitionen in ganze Gesellschaftsbereiche (etwa Umweltschutz) und einem europäischem Sozialstaat. Da würde die EU Heizung und Nahrung für alle Europäer garantieren.

Es wäre ein linkes Europa, aber er bezeichnet sich ja selbst als libertär-marxistisch. Hat er recht? Man wird es nur erfahren, wenn er in dem Mutprobenspiel, auf den Gegner zuzurasen, bis der ausweicht, nicht gegen die Wand fährt. ○

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

● **Regulierungskosten**
Jetzt müssen sie dringend
gesenkt werden!

● **KMU-Aktuell**
Podium in Klosters
Schweiz-EU-Debatte
Isolation oder Integration?
Mittwoch, 11. Februar,
21 Uhr auf



www.gewerbezeitung.ch

Islamisten auf dem Rückzug

Im syrisch-irakischen Grenzgebiet kämpfen Schweizer, Amerikaner, Türken und Kurden mit vereinten Kräften gegen die Steinzeitmilizen des Islamischen Staats. Die Christen erzielen beachtliche Erfolge. Wir begleiten die internationale Truppe in Gebieten, wo noch kein Berichterstatter war. *Von Kurt Pelda*

Die Christen von Derik dürfen aufatmen. Noch vor kurzem konnten sie nicht sicher sein, ob die Terroristen des Islamischen Staats (IS) die kleine Stadt im Dreiländereck zwischen Syrien, dem Irak und der Türkei nicht schon bald erobern würden. Damit wäre es mit dem friedlichen Zusammenleben von Kurden, Arabern und Armeniern respektive Muslimen, Christen und Jesiden zu Ende gewesen. Doch nun haben kurdische Einheiten und eine kleine, mit ihnen verbündete Christenmiliz die Steinzeitislamisten zurückgedrängt – nach Süden und über die nahe irakische Grenze hinweg. Zum ersten Mal seit dem letzten Sommer, als der IS die irakische Millionenstadt Mossul eroberte, befinden sich die Terroristen in der Defensive.

In der Strasse, wo sich die grosse aramäisch-orthodoxe Kirche befindet, nur wenige Schritte von der kleineren armenischen entfernt, sind in einem Schaufenster Heiligenbilder, Kreuze und Rosenkränze zum Verkauf ausgestellt. Vereinzelt stehen noch künstliche Christbäume auf dem Trottoir, Überbleibsel des orthodoxen Weihnachtsfests vom 7. Januar. Es ist ein höchst seltener Anblick im nördlichen Syrien, wo die meisten Christen die Flucht ergriffen haben – wegen des Bürgerkriegs und aus Angst vor dem IS. Murad Murad ist der Priester der aramäisch-orthodoxen Kirche von Derik, einer Ortschaft mit schätzungsweise 40 000 Einwohnern.

Schweizer Unteroffizier

Vor dem Krieg habe es noch etwa 2000 Christen in der Stadt gegeben, sagt der 64-Jährige in der schwarzen Soutane, die in scharfem Kontrast zu seinem langen, weissen Bart steht. Doch der Exodus der Christen hat lange vor dem Arabischen Frühling begonnen, entgegen anderslautenden Behauptungen, laut denen sich die Christen unter dem angeblich säkularen Regime von Assad pudelwohl fühlten. «Vor zwanzig Jahren bestand die christliche Gemeinschaft in Derik noch aus 5000 Christen», so Murad. Rund 3000 von ihnen haben Derik unter Assad den Rücken gekehrt. Trotzdem ist die kleine Stadt eines der wenigen unversehrten Zentren des syrischen Christentums geblieben.

Zu verdanken ist das vor allem den kurdischen Volksverteidigungseinheiten (YPG), dem bewaffneten syrischen Ableger der türkisch-kurdischen Arbeiterpartei PKK. Überall

dort, wo es noch namhafte christliche Minderheiten im syrischen Nordosten gibt, hat sich aber auch eine Christenmiliz gebildet, die eng mit den YPG zusammenarbeitet. Die Polizeikräfte dieser Miliz nennen sich Sutoro, und der militärische Arm heisst Syriac Military Council (MFS). Im Hauptquartier der Sutoro-Polizei in Derik treffen wir einen sympathischen Mann mit Kriegsnamen Omid, einen Tessiner mit Schweizer Pass, der richtig Johan Cosar heisst. Omid ist Bataillonskommandant des MFS. «Wir waren einen Monat ununterbrochen an der Front gegen den IS, es war kalt, nass, und wir konnten uns nicht waschen», erzählt der Schweizer. «Nun dürfen wir uns ein Wochenende lang in Derik erholen, uns duschen und aufwärmen. Schon morgen geht es wieder zurück zu unseren Stützpunkten.»

Cosar, der syrisch-aramäische Wurzeln hat, war einer der ersten Ausländer, die nach Syrien kamen, um gegen die Dschihadisten zu kämpfen und die Christen vor der endgültigen Vertreibung zu schützen. Cosar hat nach eigenen



Unteroffizier in der Schweizer Armee: Johan Cosar (Mitte).

Angaben fünf Jahre lang als Unteroffizier in der Schweizer Armee gedient. 2013 half er beim Aufbau der MFS-Miliz. Mit dem Assad-Regime will er genauso wenig zu tun haben wie mit den Steinzeitislamisten. In den zweieinhalb Jahren, die er nun in Syrien ist, lernte er Arabisch und etwas Kurdisch. Aramäisch, die Sprache Jesu, konnte er schon. Cosar wirkt nicht wie ein Macho. Der Krieg gegen den IS ist für ihn eine Notwendigkeit, die ihm keinen Spass macht.

«Zum Glück haben die USA eingegriffen», sagt Cosar. Das habe die Wende eingeleitet. «Wir koordinieren unser Vorgehen mit der US-Luftwaffe, und ich muss sagen, die Amerikaner spielen ihre Rolle sehr gut. Es gibt eine Strategie, einen Plan, den IS langsam, aber sicher zurückzudrängen.» Wie es scheint, bereiten die kurdischen und christlichen Truppeneinheiten im syrisch-irakischen Grenzgebiet eine Offensive gegen die Strasse vor, die das syrische Dair az-Zaur mit den irakischen Städten Schengal (arabisch: Sindschar), Tal Afar und Mossul verbindet. Das Kappen dieser strategisch wichtigen Verbindung wäre der erste Schritt auf dem Weg zur Rückeroberung Mossuls.

Häuser der Jesiden platt gewalzt

Es sind vor allem zwei Ereignisse, die in den Kurdengebieten und damit auch bei den Christen von Derik wieder Optimismus aufkommen liessen: die Rückeroberung der syrischen Kurden-Enklave Kobane an der Grenze zur Türkei und die Sprengung des Belagerungsrings um den Berg Schengal, wo noch vor wenigen Wochen Tausende jesidischer Kurden eingeschlossen waren. Bei der erfolgreichen Offensive gegen Schengal waren PKK und YPG federführend, unter Beteiligung irakisch-kurdischer Peschmerga-Einheiten, jesidischer Kämpfer und der Christenmiliz MFS. Der Berg befindet sich seither wieder fest in kurdischer Hand, und die jesidischen Flüchtlinge aus der am südlichen Bergfuss gelegenen Stadt Schengal können wieder auf dem Landweg mit Nahrungsmitteln und Treibstoff versorgt werden.

In der Nacht machen wir uns mit dem Auto von Syrien aus auf den Weg ins Schengal-Gebirge. Ziel ist die gleichnamige Stadt, welche die Kurden dem IS zu entreissen versuchen. Gelänge das, wäre die Strassenverbindung zwischen Syrien und dem irakischen IS-Hauptquartier in Mossul unterbrochen. In Schengal geht es um die Wurst. Im Dunkeln erreichen wir das Dorf Dahul in der Ebene zwischen Euphrat und Tigris. Der kleine Ort wurde offenbar vom IS geplündert und ist fast ganz ausgestorben. Im Zentrum ist ein ganzes Viertel dem Erdboden gleichgemacht worden. Raupenspuren zeigen, dass dies kein Bombenangriff war, sondern eine Vandalenaktion mit Bulldozern. Ein alter Mann, einer der jesidischen Flüchtlinge, die quasi als Vorhut nach Dahul zurückgekehrt



Erster Schritt auf dem Weg zur Rückeroberung Mossuls: kurdische Kämpfer auf den Hügeln um Schengal.

sind, erzählt, dass lokale sunnitische Kurden den Terroristen alle jesidischen Häuser gezeigt hätten. Diese seien dann mutwillig zerstört worden, um das jesidische Erbe auszurotten.

Dahul liegt auf der Nordseite des Schengal-Gebirges. Wenig später fahren wir durch eine Schlucht bergauf. Auf dem Gipfel sind die Pfützen schon zugefroren, an einzelnen Bergstellen liegt Schnee. Wir kommen in einem Stützpunkt der PKK unter, in einem überheizten Wohncontainer mit kurdischen Kämpfern sowie zwei Amerikanern und einem Australier im Tarnfleck der YPG. Die westlichen Kämpfer wollen sich nicht fotografieren lassen, aber einer von ihnen, ein US-Amerikaner mit asiatischen Wurzeln, ist gesprächig. Er wurde am Tag von Schrapnells einer IS-Granate im Gesicht leicht verwundet und mit der Ambulanz auf den Berg transportiert. Judy, so nennt sich der junge Mann, hatte Glück, es sind nur ein paar Kratzer. Und so plaudert er munter drauflos. Er habe bei der Feuerwehr gearbeitet, für acht Dollar pro Stunde, in Restaurants, bei der Warenhauskette Sears in Kalifornien. Nur wenn es um seine militärische Ausbildung in den USA geht und um die Motivation, nach Syrien zu kommen, wird auch er einsilbig. Am Schluss schlafen die Ausländer und die Kurden alle zusammen am Boden, in drei Reihen und

auf dünnen Matratzen, in Kunstfaserdecken eingewickelt.

Am nächsten Morgen fahren wir hinunter in die Stadt Schengal. Die Kurden kontrollieren die Altstadt und die strategisch wichtigen Hügel darum herum, der IS beherrscht die restlichen rund achtzig Prozent der Stadt. Zum Schutz vor Scharfschützen bieten mir die PKK-Kämpfer für die Fahrt in die Altstadt einen Transportpanzer aus Eigenproduktion an. Er ist einem amerikanischen Hummer nachemp-

Es ist eine seltsame internationale Brigade, die den Kurden gegen die Islamisten unter die Arme greift.

funden. Auf der Kühlerhaube prangt eine grosse, orangefarbene Fahne. Es ist ein Hinweis an die amerikanischen Piloten, dass es sich nicht um ein Fahrzeug des IS handelt. Der Fahrer setzt uns kurz vor den engen Gassen der Altstadt ab. Nun zeigt uns ein PKK-Kämpfer den Weg durch Hinterhöfe und Mauerdurchbrüche, damit wir möglichst nicht ins Schussfeld der Heckenschützen geraten. Durch mit Sandsäcken verstärkte Löcher in den Mauern blicken wir hinunter auf ein Trümmerfeld, das Niemandsland zwischen den kurdisch kontrollier-

ten Zonen und dem Rest der Stadt, wo sich der IS verschanzt. Von blossen Auge ist die Verbindungsstrasse nach Mossul zu erkennen, und trotz der Kämpfe bewegt sich dort ganz normaler Verkehr, Lastwagen und Autos.

Seltsame internationale Brigade

In kurzer Folge schlagen zwei Granaten des IS ein, allerdings ohne Schaden anzurichten. Die Kurden antworten mit Maschinengewehren und einem schweren Mörser. Auf einem kleinen Platz treffen wir weitere Amerikaner in der Uniform der YPG. Einer von ihnen, der ehemalige US-Infanterist Jordan Matson, trägt eine Tasche auf der Brust mit einem grossen schwarzen Kreuz und der Aufschrift «Lord». Es ist eine seltsam gemischte internationale Brigade aus Freiwilligen, die den Kurden gegen die Steinzeitislamisten unter die Arme greifen: amerikanische und europäische Christen, ein Tessiner Unteroffizier und ein türkischer Kommunist, der in Zürich aufgewachsen ist. Er gehört gehört zu einer Kampfgruppe, die von der Marxistisch-Leninistischen Kommunistischen Partei (MLKP) der Türkei nach Schengal geschickt wurde. Stellvertretend für die anderen erzählt der junge Türke, warum er hier ist: «Es ist ein Gebot der Menschlichkeit, den verfolgten Jesiden gegen den IS zu helfen.» ○

Argentiniens verwelkendes Glück

Nach dem rätselhaften Tod des Staatsanwalts Alberto Nisman kommt Argentinien nicht zur Ruhe. Schuldzuweisungen, Falschinformationen und Verschwörungstheorien sorgen für Verwirrung. Die Ursachen finden sich in der leidgeprüften nationalen Identität. *Von Ruedi Leuthold*



Erfolg oder Untergang: Fernsehansprache der argentinischen Präsidentin Kirchner.

Am 18. Juli 1994 explodiert eine Autobombe beim Eingang des jüdischen Gemeindehauses Amia in Buenos Aires. 85 Menschen sterben, 300 werden verletzt. Zehn Jahre lang forscht Staatsanwalt Alberto Nisman nach den Auftraggebern des Attentats. Er findet sie in hohen iranischen Regierungskreisen. Am 14. Januar 2015 beschuldigt er die Regierung von Cristina Kirchner, mit den Iranern, gegen Öl- und Weizenlieferungen, Straffreiheit auszuhandeln. Vier Tage später, am Sonntag, 18. Januar 2015, einen Tag bevor er im Kongress seine Beweise vorlegen soll, ist der Staatsanwalt tot. Und jetzt quält sich Argentinien mit der Frage, wann und wo und warum dem Land der moralische Kompass abhandengekommen sei.

Geheimdienste, sagt der Autor John le Carré, der diesen Plot erfunden haben könnte, reflektieren das Unterbewusstsein eines Landes. Wenn das wahr ist, gehört Argentinien in eine geschlossene Anstalt. Für diese mörderische, von Grossmachtsfantasien getriebene, von obskuren Interessen geleitete, von messianischem Fieber geschüttelte Seele gibt es keine Rettung. Sie will alles – nur keine Wahrheit.

Bestechung durch den Geheimdienst

Nach dem Amia-Attentat gab es verschiedene Theorien zu möglichen Tätern. Syrien mochte sich gerächt haben, weil der damalige Präsident Menem, syrischer Abstammung, sich für

eine angebliche Wahlhilfe nicht wie versprochen erkenntlich gezeigt hatte. Der Iran, weil Menem ein Abkommen zum Transfer von Nukleartechnologie gebrochen hatte. Oder steckte dahinter eine Verschwörung innenpolitischer Feinde der Regierung?

Dieser Spur folgte damals der Untersuchungsrichter, und es war der staatliche Geheimdienst, der den einzigen Zeugen mit 400 000 Dollar bestach, damit er weitere Personen beschuldigte. All dies offenbar, um die Suche nach den wahren Schuldigen zu ver-

«Sie brauchten ihn lebend, und danach brauchten sie ihn tot.»

schleppen. In diese binnenstaatliche Verschwörung waren nebst dem Geheimdienst auch das Innenministerium und Mitglieder einer parlamentarischen Kommission involviert.

Néstor Kirchner, 2003 an die Macht gekommen, nannte die Untersuchung eine Schande für das Land und beauftragte Staatsanwalt Alberto Nisman mit der Aufklärung. Nisman schloss die syrische Spur aus, 2006 beschuldigte er den Iran, das Attentat – ausgeführt von der Hisbollah – geplant zu haben. Aufgrund seiner Untersuchungen erliess Interpol sechs Haftbefehle gegen führende iranische Politiker, da-

runter einen ehemaligen Sicherheitsminister. Der Iran dachte nicht daran, die Verdächtigen auszuliefern, und die argentinische Regierung tat wenig, um diplomatischen Druck auszuüben. Ein markanter Antiamerikanismus gehört zur DNA der peronistischen Partei von Néstor Kirchner und seiner Gattin Cristina, die ihn nach dessen Tod beerbte. Die Kirchners suchten vielmehr die Nähe zu Russlands Putin und zum Venezuela von Hugo Chávez, der wiederum beste Beziehungen zum Iran von Achmadinedschad unterhielt.

2013 überraschte Cristina Kirchner mit der Ankündigung einer gemeinsamen Wahrheitskommission. Argentinische Juristen sollten nach Teheran reisen und führende Funktionäre vernehmen. «Wir haben einen grossen Schritt getan in einem Fall, der praktisch stillgestanden ist», jubelte die Präsidentin. «Das ist ungefähr so», spotteten jüdische Kreise in Buenos Aires, «wie wenn man Nazideutschland gebeten hätte, die Reichskristallnacht zu rekonstruieren.»

«Eine Farce»

Das argentinische Parlament bestätigte das Abkommen, nur wollte der Iran jetzt, dass die «Wahrheitskommission» in «Expertenkommission» umbenannt und der Fahndungsbefehl gegen die angeschuldigten Funktionäre aufgehoben wird.



«Und danach Fragen»: Nismans letztes Geleit.

Die Argentinier erinnerten sich am 14. Januar 2015 wieder daran, als Staatsanwalt Nisman am Fernsehen verkündete, das ganze Abkommen sei nie etwas anderes als eine Farce gewesen, und lange vorher schon hätten die Präsidentin Cristina Kirchner und ihr Aussenminister Timerman, getrieben von der Energiekrise, mit den Iranern Straffreiheit ausgehandelt gegen die Lieferung von Weizen und den Import von billigem Öl. Vier Tage später war Nisman tot. Und jetzt schmort das Land in der Hölle seiner eigenen Sünden, das Unterbewusstsein ist in Aufruhr.

Wenige Stunden nach der Entdeckung der Leiche verkündet Präsidentin Kirchner, Nisman habe sich umgebracht. «Ein Suizid provoziert zuerst Verblüffung. Und danach Fragen.» Zwei Tage später ist sie sich aber sicher, dass es Mord war. «Sie brauchten ihn lebend, und danach brauchten sie ihn tot.» Es ist auch klar, auf wen Kirchner abzielt: auf CIA und Mossad, den amerikanischen und den israelischen Geheimdienst, mit denen Nisman bei seinen Recherchen zusammenarbeitete. Dass sie mit ihrer Aussage den eigenen Untersuchungsbehörden ins Handwerk pfuscht, stört sie nicht.

Im Dezember des vergangenen Jahres entliess Cristina Kirchner ihren eigenen Geheimdienstchef, einen Mann namens Stiusso, von dem ein ehemaliger Justizminister behauptet hatte: «Er bildet eine parallele Macht, eine Geheimpolizei ohne jede Kontrolle. Alle haben Angst vor ihm, weil er jederzeit befehlen kann, dich zu töten.» Hat der entlassene Geheimdienstler den Staatsanwalt mit den brisanten Informationen gefüttert? Haben die Anschuldigungen Hand und Fuss? Oder hat die Regierung, wie die oppositionellen Medien vermuten, so viel zu verbergen,



Unterbewusstsein in Aufruhr: Amia-Attentat, 1994.

dass sie vor dem Schlimmsten nicht zurückschreckt?

Ist auch das Undenkbare möglich? Dass der Mann Selbstmord verübt hat, um seiner Wahrheit damit die richtige Aufmerksamkeit zu verschaffen? In Argentinien scheint alles möglich. Gewalt und Leidenschaft gehören zur Geschichte des Landes, und die Einheimischen, geübt in der Analyse ihrer kollektiven Seele, vermuten den Grund in der Immigration der armen Einwanderer, die ihre alte Heimat zurückliessen und nur eine Wahl hatten: Erfolg haben oder untergehen. Damit erklären sie die Grausamkeit gegenüber der Urbevölkerung, die praktisch ausgerottet wurde, und die ewige Sehnsucht nach einem verlorenen Paradies. Wenn es aber darum geht, den Peronismus zu erklären, versagen auch die gewieftesten Psychoanalytiker.

Aber irgendwie ist der Peronismus genau das: das Versprechen eines neuen Glücks, einer gemeinsamen Identität, einer Grösse, die den eigenen epischen Kampf widerspiegelt – ein Wunsch, der die Angehörigen unterschiedlichster sozialer Schichten und ideologischer Prägungen vereint. Der Peronismus ist keine Partei, sondern ein Gemütszustand. Deshalb, so müssen argentinische Politiker immer wieder erfahren, kann man mit den Peronisten nicht regieren. Und ohne sie noch viel weniger.

Der Peronismus ist keine Partei, sondern ein Gemütszustand.

Juan Domingo Perón war 1946 zum Präsidenten gewählt worden. Europa lag am Boden, der neue argentinische Präsident versprach, Argentinien zur dritten Weltmacht zu machen. Das Militär plante Waffenfabriken, den Bau von Kampfflugzeugen, die Entwicklung nuklearer Technologien. Der Journalist und Historiker Uki Goñi hat in einem Buch («Odessa – die wahre Geschichte», Assoziation A) minutiös nachrecherchiert, wie Perón dafür Nazi-Wissenschaftler und -Rüstungstechniker nach Argentinien einschleuste (siehe Interview rechts). Aber das reichte Perón nicht. Er wollte auch möglichst viele NS-Täter und -Kollaborateure vor der Nachkriegsjustiz bewahren. So kamen Eichmann, Mengele, Priebke ins Land. Die Nürnberger Prozesse waren für Perón «die grösste Ungeheuerlichkeit, welche die Geschichte niemals vergessen wird».

Uki Goñi ist ein Argentinier, der teilweise in Irland und in den USA aufwuchs. Das Buch, sagt er, habe er sich, in Erinnerung an die 20 000 Verschwundenen der argentinischen Militärdiktatur und die Opfer des Amia-Attentats, ungesühnt bis heute, von der Seele geschrieben. Und, sagt er weiter, es habe ihn einsam gemacht in Argentinien, ohne Freunde. Ungeliebte Wahrheit.

Peronismus

«Mit Gewalt»

In Argentinien bahne sich ein Machtkampf an, sagt der Historiker Uki Goñi.



«Der Stärkere gewinnt»: Goñi.

Herr Goñi, allein die Staatspräsidentin hat schon zwei Versionen über den Tod des Staatsanwalts verbreitet, dazu kursieren etliche weitere. Wird man je erfahren, was wirklich geschah?

Es gibt eine konstante Desinformation von allen Seiten, und es gibt eine grosse Inkompetenz bei den Untersuchungsbehörden. Es ist gut möglich, dass auch das Rätsel dieses Todes ungeklärt bleibt.

Wie fügt sich der Fall Nisman in die Geschichte des Peronismus?

In Argentinien werden politische Konflikte nicht ausgehandelt, sondern über Gewalt gelöst. Der Stärkere gewinnt. Seit 1983 wird Argentinien fast ausschliesslich von Peronisten regiert, und Machtkämpfe innerhalb des Peronismus, die mit Gewalt ausgetragen werden, erschüttern das ganze Land.

Ist es möglich, dass es sich auch beim Fall Nisman um einen innerperonistischen Machtkampf handelt?

Das ist möglich. Der Kirchnerismus ist am Ende, und jetzt werden die Machtpositionen neu bestimmt.

Im Oktober 2015 finden Wahlen statt. Cristina Kirchner kann sich nicht zur Wiederwahl stellen. Hat sie sich auf einen Nachfolger festgelegt?

Wie ich sie einschätze, ist es gut möglich, dass sie sich für einen typisch argentinischen Weg entscheidet: keinen peronistischen Nachfolger unterstützen, der Opposition das Feld überlassen und dann nach vier Jahren triumphierend zurückkehren. Weil sie weiss, dass die Peronisten mit der Macht ihrer Gewerkschaften das Land jederzeit ins Chaos stürzen können.

Das Gespräch führte Ruedi Leuthold.

Wirtschaft to go!



BILANZ

Die Bilanz als E-Paper mobil lesen.
Mehr Informationen unter www.bilanz.ch/apps



Ein neues Spielzeug

Von Thilo Sarrazin — Die neue griechische Regierung sucht die Konfrontation mit den Euro-Ländern. Ihre Siegesgewissheit nährt sich aus der Analyse des Verhaltens der Hauptgegnerin: Angela Merkel.



Vor einigen Tagen ging die Meldung durch die Medien, dass die neue griechische Regierung 9000 Staatsbediente wieder einstellen wird, die wegen Absentismus, Faulheit oder Urkundenfälschung entlassen worden waren. Auch hat sie vereinbarte Privatisierungspläne im Energie- und Verkehrsbereich gestoppt und möchte stattdessen künftig 300 000 verarmte Griechen unentgeltlich mit Strom beliefern. Griechenland macht damit die Ankündigung wahr, die vereinbarten Konsolidierungsmassnahmen einseitig aufzuheben. Diese waren aber die Voraussetzung für vergangene Umschuldungen und Schuldenschnitte im Umfang von rund 300 Milliarden Euro gewesen.

Der neue griechische Finanzminister Jannis Varoufakis, ein Ökonomieprofessor, der durch seine Veröffentlichungen zur Spieltheorie bekannt wurde, hatte schon Wochen vor der Wahl in einem Interview seine spieltheoretische Einschätzung von Angela Merkel bekanntgegeben: «Frau Merkel ist eine sehr pragmatische und erfahrene Politikerin. Sobald sie fühlt, dass die Strömung sich von ihr wegbewegt, wird sie sich mit der Strömung bewegen [...] Wir müssen sicherstellen, dass die Änderungen im <Griechischen Programm> gross genug sind [...] und Frau Merkel eine Verpackung anbieten, die sie ihren Parlamentariern verkaufen kann.» Ausserdem gelte es, sicherzustellen, dass die Änderungen «nicht auf Griechenland beschränkt sind», damit «der ganze Kontinent seiner endlosen Krise entkommen kann».

Varoufakis will nur die zwanzig Prozent der griechischen Staatsschulden, die noch von Privaten gehalten werden, weiter bedienen, um ein kapitalmarktrelevantes Kreditereignis zu vermeiden, das Griechenland den künftigen Zugang zu den Kapitalmärkten versperren würde. Die achtzig Prozent Schulden in öffentlicher Hand will er dagegen nennenswert senken oder strecken.

Aus spieltheoretischer Sicht ist er sich sicher, dass Griechenland in diesem Spiel gewinnen wird. Woher gewinnt er die Sicherheit? Ganz einfach aus der Analyse des bisherigen Verhaltens der Hauptgegnerin in diesem Spiel, nämlich Angela Merkel. Diese hat seit Mai 2010, dem Sün-

denfall des ersten Griechenland-Pakets, alle ihre Spielzüge darauf angelegt, ein Ausscheiden Griechenlands aus der Euro-Zone zu vermeiden, und stufenweise akzeptiert, dass über 300 Milliarden Euro an griechischen Schulden entweder ganz erlassen oder zu günstigen Konditionen an öffentliche Gläubiger übertragen werden. Ein Ausscheiden aus dem Euro ist aber die ziemlich kurzfristige Konsequenz, wenn Griechenland die Vereinbarungen mit der Troika (Europäische Union, Europäische Zentralbank, Internationaler Währungsfonds) bricht und die EZB daraufhin – wie es sich aus dem Vertragswerk zwingendergibt – die Refinanzierung der griechischen Banken mit Notfallkrediten einstellt.

Europäischer Staatsanwalt

Wer diese Konsequenzen nicht akzeptiert, steht in Gesprächen mit der griechischen Regierung ohne Waffen da und ist objektiv auf eine Appeasement-Politik zurückgeworfen. Griechenland kann dann nach freiem Ermessen auf die Bedienung oder Tilgung öffentlicher Schulden verzichten und vereinbarte Konsolidierungsmassnahmen unterlassen. Um das Gesicht der düpierten Deutschen zu wahren, wird die griechische Regierung gleichwohl grosszügig neue, mildere Vereinbarungen unterschreiben, die sie dann in Zukunft nach Belieben einem ähnlichen Revisionsverfahren unterwerfen kann.



Düpiert: Bundeskanzlerin Merkel.

Was Griechenland recht ist, muss anderen billig sein, deshalb der grosse Jubel, den der Wahlsieg der Syriza in allen Südländern des Euro-Raums einschliesslich Frankreichs hervorrief.

Es soll gar nicht diskutiert werden, was die falsche oder die richtige Konsolidierungsstrategie in Griechenland oder in anderen Südländern ist. Vor dem Euro war das die Angelegenheit der betroffenen Länder. Jetzt dagegen wird Deutschland für Entscheidungen anderer Länder finanziell in Haftung genommen, auf die es gar keinen Einfluss hat. Wahrscheinlich wird sich die griechische Regierung mit ihren Forderungen durchsetzen. Es wird mehr oder weniger genau so laufen, wie es Finanzminister Varoufakis bereits vor der Wahl angekündigt hat.

Dann wird Deutschland künftig im Rat der europäischen Finanzminister genauso entmachtet sein wie heute schon die Bundesbank in der EZB. So ist das, wenn man, wie im Falle der Währungsunion, souveräne staatliche Rechte weggibt in eine europäische Struktur, die dann entweder gar nicht richtig oder jedenfalls nicht in deutschem Sinne funktioniert. Mit der Währungsunion wurde eine funktionsfähige nationale Kompetenz um der europäischen Idee willen gegen eine mangelbehaftete europäische Kompetenz eingetauscht. In schöner Anschaulichkeit führt uns der Fall Griechenland die Konsequenzen vor.

Nicht anders ist es mit dem Schengen-Abkommen: Ein funktionierendes nationales Grenzregime wurde in ein nicht funktionierendes europäisches Grenzregime eingetauscht. Asylbewerber und illegale Einwanderer reisen zu Hunderttausenden aus Griechenland und Italien weiter nach Norden. Diese kümmern sich genauso wenig um ihre vertraglichen Pflichten als Aufnahmeland, wie sie sich um die Sparvorgaben unterschiedlicher Konsolidierungspakte scheren.

Im Kleinen wird in der EU ständig das wiederholt, woran sie im Grossen bereits gescheitert ist: Ein neues Spielzeug, über das mir ein Beamter aus dem Justizministerium voll Entsetzen berichtete, ist die Idee des europäischen Staatsanwalts. Ohne dass es ein europäisches Strafrecht oder eine europäische Strafprozessordnung gibt, soll künftig eine europäische Staatsanwaltschaft in allen Ländern der EU Anklage erheben können, wenn es ihr denn so gefällt. Die zuständigen Beamten des Justizministeriums haben nicht einmal einen Adressaten, dem sie ihre Bedenken vortragen können. Auf den Fluren des Ministeriums hört man dazu, das Ganze sei an hoher Stelle politisch gewünscht und das Auswärtige Amt dränge, damit es keinen Ärger in Europa gebe.

Genauso begann es im Frühling 1989 im Bonner Finanzministerium mit dem Euro. Ich war dabei.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

«Unheimliche Energie»

Primin Zurbriggen, 52, ist der erfolgreichste Schweizer Skirennfahrer, eine Sportlegende aus Saas-Almagell. Der optimistische Walliser erinnert sich an seine Laufbahn und staunt selber, wie tollkühn er damals gegen seinen Dauerrivalen Peter Müller die Hänge runterbretterte. *Von Martin Born und Sébastien Agnetti (Bild)*

Vor 25 Jahren sind Sie zurückgetreten. Sie waren erst 27. Haben Sie den Entscheid je bereut?

Ich habe in den Jahren danach sicher manchmal gedacht, dass ich eigentlich das körperliche Potenzial gehabt hätte, um ein paar Jahre anzuhängen. Dass ich noch mehr hätte herausholen, mehr gewinnen, mir noch weitere Ziele hätte setzen können. Aber es wäre ein Kampf gewesen. Von nichts kommt nichts, und je älter man wird, desto schwieriger wird es, besonders in den technischen Disziplinen. Wenn ich jetzt zurückschaue, bin ich überzeugt, dass alles gestimmt hat. Ich hatte eine Familie, es war Zeit für etwas Neues, und wenn ich damals nicht aufgehört hätte, stünde ich heute nicht dort, wo ich stehe.

Sie beendeten Ihre Karriere auf dem Höhepunkt – mit dem vierten Sieg im Gesamtweltcup.

Deshalb sage ich: Es hat alles gestimmt. Wenn man das Glück hat, so aufhören zu können, darf man nicht hadern.

Didier Cuche war mehr als zehn Jahre älter, als er aufhörte.

Es sind auch nicht mehr die gleichen Zeiten. Mein Aufstieg ging sehr schnell. Ich realisierte ja gar nicht, wie viel mir von der Natur in die Wiege gelegt worden war. Heute braucht es mehr Zeit, um an die Spitze zu kommen. Dafür war die Belastung für Fahrer, die wie ich alle Disziplinen bestritten, früher grösser. Wir hatten nie eine Pause. Das hat den Körper schon sehr strapaziert.

Welchen Preis haben Sie für diese Belastung bezahlt?

Ich bin mit einem blauen Auge davongekommen, wenn ich daran denke, welche Risiken wir eingegangen sind und wie sehr wir unsere Körper belasteten. Gut, manchmal spürte ich die Schmerzen im Rücken oder in den Gelenken etwas früher. Doch das war minimal. Mir geht es heute super. Doch vielleicht hatte ich ganz einfach auch Glück.

Glück mit Verletzungen während der Aktivzeit?

Wenn man sich die Skirennen anschaut und sieht, was alles passieren könnte, wenn man auch nur den kleinsten Fehler macht, dann muss man von Glück reden.

Sie haben Kinder, die selber Rennen fahren. Der Älteste, Elia, hat es in den Weltcup geschafft. Haben sie andere Voraussetzungen?

Ich begleite meine Kinder sehr nahe, und ich glaube, dass man die Zeiten nicht vergleichen kann. Es sind andere Voraussetzungen, andere Pisten, anderes Material, andere Komponenten, die wichtig sind. Heute kämpfen die Jungen darum, im Europacup die Voraussetzungen zu schaffen, um dann mit einer einigermassen guten Startnummer im Weltcup unter die besten dreissig der Weltrangliste zu kommen. Diesen Druck hatten wir nicht. Wir brauchten zwei gute Rennen – dann waren wir auch im Weltcup dabei. Heute entscheidet der Europacup über die Fortsetzung der Karriere. Man kann also nicht vergleichen, und doch machen meine Buben heute manchmal die gleichen Erfahrungen wie ich damals. Ob körperlich, psychologisch, im Training oder bei der Materialanpassung – die Probleme sind identisch.

«Ich fragte mich oft, was ich hier eigentlich mache. Bin ich überhaupt noch ganz bei Trost?»

Gewaltig war in den letzten 25 Jahren die Entwicklung auf dem Gebiet der Sicherheit. Wird Ihnen nicht schwindlig, wenn Sie sich alte Aufnahmen anschauen und dabei sehen, welche Risiken Sie eingegangen sind?

In Fragen der Sicherheit waren wir bei einem gewaltigen Lernprozess dabei. Wir erlebten ja noch die Zeit, als an der Strecke Staketenzäune standen und die Netze noch längst nicht so entwickelt waren. Dann gab es die Doppelnetze und am Schluss auch noch die Planen. Zum Glück waren wir noch nicht ganz so schnell. Doch Fehler konnten sich brutal auswirken.

Erstaunt es Sie, dass nicht mehr schlimme Unfälle passierten?

Wenn ich daran denke, welche Stürze wir mitbekommen haben, wenn wir am Start standen, wird mir schon mulmig. Es waren Horrorstürze, und da fragte ich mich oft, was ich hier eigentlich mache. Bin ich überhaupt noch ganz bei Trost? Man war sich sehr wohl bewusst, was alles passieren konnte, die Zweifel waren da. Das Eigenartige: Wenn ich dann meine Fahrten am Video anschaute, hatte ich das Gefühl, dass das, was ich beim Fahren als unheimlich halsbrecherisch empfand, nach nichts aussah. Die Wahrnehmung als Athlet war immer anders als die des Zuschauers. Und das ist mir auch heute bewusst.

Deshalb versuche ich noch immer, mich in die Athleten hineinzufühlen, und stelle mir vor, was sie wirklich leisten.

Mit der Taillierung der Ski ist der Druck auf die Gelenke noch einmal grösser geworden.

Es ist unglaublich, was da abgeht, wenn man die Kurven auf Zug fahren kann. Im Super-G erlebten wir den Anfang dieser Entwicklung: Da waren top und Flop schon sehr nahe beisammen, und es brauchte eine riesige Erfahrung und machte die Disziplin unglaublich schwer. Zusammen mit Andy Wenzel, meinem Kollegen bei Kästle, haben wir schon 1987 an stärker taillierten Riesenslalomski herumgetüftelt. Für die Ingenieure der Skiindustrie war das unvorstellbar, und Andy und ich mussten viel Druck machen, bis wir 1988 erstmals mit solchen Ski fahren konnten. Das erste Paar erhielt ich zwei Tage vor dem Riesenslalom bei den Olympischen Spielen in Calgary, damit fuhr ich dann auch und gewann Bronze. Heute bin ich froh für die Athleten, dass die Radien der Ski wieder grösser geworden sind. Besonders im Riesenslalom war die Belastung für die Knie *heavy*.

Ein besonderer Ski war auch der Lochski, mit dem Sie in Calgary die Abfahrt gewannen.

Der war so alt, dass mein Servicemann eine Art Pariser über die Spitze ziehen und mit Araldit fixieren musste, sonst wäre er auseinandergefallen. Mit diesem Trick konnte er damals meine schnellsten Skis retten.

Wie alt war dieser Ski?

Wir testeten ihn erstmals bei den Olympischen Spielen von Sarajevo 1984, setzten ihn aber noch nicht ein. Ein Ski kann immer schneller werden, doch plötzlich gibt er ab. Jener von Calgary lief auf dem allerletzten Zacken. Erklären kann man das nicht. In dieser Zeit hatte ich drei oder vier Paar Ski, die während vier bis fünf Jahren super hielten.

Eine noch berühmtere Geschichte: 1985 erlitten Sie bei der Landung nach dem Zielsprung in Kitzbühel eine Meniskusverletzung. Sie entfernten sich sofort aus dem Zielraum, liessen sich untersuchen und fuhren nach Muttens ins Spital. Dort wurden Sie arthroskopisch operiert. Die Schweiz zitterte mit dem «Knie der Nation». Drei Wochen später wurden Sie Weltmeister. Was ist Ihnen von dieser schönsten Schweizer Reality-Show jener Zeit in Erinnerung geblieben?

Ich war 22, hatte eine unheimliche Energie und nur das Ziel, schnell wieder auf den Ski zu stehen, und da war mir gar nicht bewusst,



«Mit einem blauen Auge davongekommen»: amtierende Skilegende Zurbriggen.

wie sehr ich von links und rechts bombardiert wurde. Wenn ich heute zurückschaue, habe ich das Gefühl, dass nicht ich das war, der diese Geschichte erlebte. Ich kann mir gar nicht mehr vorstellen, was ich damals machte. Als ich in der Rennbahnklinik von MuttENZ zu Bernhard Segesser ins Spital kam, sagte ich ihm, dass ich in drei Tagen wieder auf den Ski stehen wolle. Er schüttelte nur den Kopf, fragte mich, was ich mir eigentlich vorstelle. Doch ich liess mich nicht davon abbringen und begann sofort mit Belastungen. Ich machte Dinge, die die Ärzte für unmöglich hielten, sie dachten, ich würde *bschiisse*. Deshalb liessen sie eine Kraftmaschine kommen, mit der sie genau feststellen konnten, wie es dem Knie geht. Wenn ich bei den Übungen eine Grenze überschritten hätte, hätten sie das gemerkt. Als sie den Test auswerteten, erschrakten sie und sagten sich: «Das gibt es nicht!» Und so konnte ich bald wieder Ski fahren und in

Bormio starten. Es gab nicht einmal Verklebungen der Operation, die mich störten, manchmal spürte ich sie, aber als ich bei der Abfahrt am Start stand, merkte ich davon nichts. Es war ein Film, bei dem von A bis Z alles stimmte. Dass es auch anders hätte kommen können, zeigte das Beispiel von Martin Hangl, der Ende Saison eine ähnliche Operation hatte und wegen Komplikationen zwei Monate daran herumdokterte. Da wurde mir bewusst: Ich hatte wieder einmal Glück.

Sie verdanken Ihre schnelle Rückkehr auch Ihrem Ehrgeiz, den man eher ihrem Rivalen Peter Müller zuschrieb. Der sagt von Ihnen, Sie seien in dieser Beziehung noch viel schlimmer gewesen als er selber.

Peter zeigte den Ehrgeiz nach aussen, das war sein Markenzeichen, ich behielt ihn für mich und spürte ihn innerlich. Wir wussten das, und deshalb verstanden wir uns auch. Uns war klar: Wir stehen uns 180 Grad gegenüber. **Und hassten Sie sich auch?**

Nein, wir kamen miteinander aus, auch wenn es ein besonderes Verhältnis war. Ich lernte Peter erstmals richtig kennen, als ich als junger Fahrer zu den Rennen in Amerika mitreisen durfte. Ich verstand kein Wort Englisch, und er hat sich sehr schön um mich gekümmert. Wir waren ein paar Tage in San Francisco zusammen, und er nahm sich immer Zeit für mich. Es war weniger die Rivalität als der Altersunterschied, der dazu führte, dass er mit mir anders umging als mit den andern. Er suchte die Rivalität mit mir, aber nicht in der Form, wie es in der Öffentlichkeit präsentiert wurde.

Karl Frehsner, der damalige Cheftrainer, hat diese Rivalität ausgenutzt und sie zum Motor für das erfolgreichste Schweizer Skiteam der Geschichte gemacht.

Das stimmt. Er nutzte sie voll aus. Er wusste, dass Peter auf einfachen Abfahrten der Beste ist und dass jeder, der auf solchen Strecken mit ihm mithielt, sich ebenfalls zu den Besten



Wie ein Blitzschlag: Olympia-Gold, Calgary 1988.



Weltcup-Fahrer: mit Sohn Elia, 2013.



«Knie der Nation»: Meniskusoperation 1984.

zählen durfte. Wenn es steil war und technisch und eisig, holte Karl den Pirmin, und er erzielte damit den gleichen Effekt. Mit Peter deckte er den Grundlagenbereich der Abfahrt ab, mich rief er dazu, wenn es um den letzten Schliff ging. Er merkte ganz genau, was es brauchte, er holte mich, der ich sonst meist mit den Technikern trainierte, auch mal drei Tage nach Sölden, damit ich mich im Flachen verbessern konnte. Das gab eine unheimliche Dynamik. Plötzlich fuhr auch ein Heinzer sackstark, dann ein Mahrer, ein Alpiger und auch Fahrer wie Meli, die schon abgeschrieben waren, waren plötzlich wieder schnell. Wer in einer solchen Gruppe trainiert, gewinnt die Sicherheit und das Vertrauen und damit das Wichtigste überhaupt.

Einen schweren Sturz erlebten Sie auch bei Ihrer letzten Weltmeisterschaft, die wie in diesem Jahr in Vail / Beaver Creek stattfand. Weshalb Sie «nur» mit einer Silber- und einer Bronzemedaille nach Hause kehrten.

Ich war in Topform und überzeugt, in jedem Rennen eine Chance zu haben, und es störte mich nicht, dass die alte Abfahrt von Beaver Creek, die mit der berühmten «Rattlesnake», eine faule Abfahrt war. Ich war positiv eingestellt, und doch stürzte ich an einer harmlosen Stelle ziemlich schwer. Den Schock erlebte ich dann im Spital, als mir der Arzt sagte: «Mister Zurbriggen, das war wohl das letzte Mal, dass Sie Ski gefahren sind.» Meine Niere habe schweren Schaden genommen. Er werde jetzt etwas in die Vene spritzen, und dann werde man sehen, wie schlimm es sei. Mir kamen die Tränen, ich hätte laut heulen können: Wegen eines Furzsturzes wurde ich von hun-

dert auf null heruntergefahren. Es waren zwei schlimme Stunden, in denen ich am Boden zerstört war. Dann kam der Befund: Es ist nicht ganz so schlimm.

Sie wagten sich danach sogar an den Start der Abfahrt, in der sich vier Schweizer auf den Rängen 2 bis 5 klassierten und Sie abgeschlagen auf dem 15. Rang landeten.

Es war ein Fehler zu starten, und ich habe mich dann auch bei Franz Heinzer entschuldigt, der in der internen Ausscheidung hängengeblieben war. Ich hätte sehen müssen, dass ich chancenlos war, doch ich war mittendrin, und niemand wagte es, mir etwas zu sagen.

So blieb es dabei, dass die Goldmedaille von Calgary der Höhepunkt Ihrer Karriere war?

Für die Öffentlichkeit war es so. Doch als Sportler erlebt man Phasen, die man als genauso wichtig einstuft. Natürlich sind es gewaltige Emotionen, wenn man bei Olympischen Spielen zuoberst steht, doch in solchen Momenten trifft es dich manchmal wie ein Blitzschlag, und du denkst daran, was passiert wäre, wenn ... Dann wäre ich jetzt nicht hier.



BIN SCHON SEIT 21 JAHREN VERHEIRATET.
MIT MEINER FRAU.
UND MIT WEM?

Zum Beispiel?

Ich war neunzehn und im B-Kader. Es war ein Riesenslalom in Villach. Wir waren fünfzehn Athleten auf der Tour, zehn konnten starten. Der Trainer sagte mir: «Wenn du heute nicht unter die ersten drei fährst, kannst gleich heimfahren.» Der Druck war gewaltig. Ich hatte die Nummer 64 und war eigentlich chancenlos. Doch dann wurde der Pirmin Zweiter. An solche Dinge denkt man, wenn man zuoberst steht: «Wenn das damals nicht geklappt hatte, wäre ich heute nicht hier.»

Mit 27 begann für Sie ein neues Leben. Wie erlebten Sie den Umstieg in ein Leben ohne Rampenlicht.

Ich hatte das Glück, dass ich bei meinem Manager Marc Biver in Neuenburg einsteigen konnte. Ich lernte Französisch und bildete mich in der Administration aus. Dann wurde ich in das Projekt der Skifirma Authier integriert, wo ich mithelfen sollte, die neuen Ski zu entwickeln und die Marke aufzubauen. Es war für mich eine Chance, wir bildeten ein Team, ich erlebte den Sport aus einer anderen Warte. Doch dann kam die Finanzkrise. Wir waren dabei, die Produktion der Santa-Cruz-Snowboards zu übernehmen, hatten neue Maschinen gekauft, doch weil uns die Finanzierung verwehrt wurde, konnten diese nie laufen. So gingen wir hops. Der finanzielle Schaden hielt sich im Rahmen, doch für mich war es ein Schlag, der mir zu schaffen machte. Und ich merkte: Das ist eine andere Welt.

Danach wurden Sie Hotelier.

1994 übernahm ich mit meiner Frau Moni das Hotel der Eltern, das meine Schwester geführt hatte. Innert kurzer Zeit hatte sie ihren Mann verloren, mein Vater war gestorben. Wir entschieden uns, meine Schwester zu un-

terstützen, um das Hotel auszubauen. 1998 übernahmen wir ein Hotel in Zermatt, während Heidi den Betrieb in Saas-Almagell weiterführte. Heute sind es zwei schöne Wellnesshotels.

Dann erhielten Sie die Gelegenheit, dem Skisport etwas zurückzugeben.

Wir waren also in Zermatt und begannen, mit unseren Kindern Ski zu fahren. Sie fuhren die ersten Rennen, wir hatten viel Spass, und mit der Zeit wurde die Frage zum Thema: Wie kann man Schule und Sport sinnvoll verbinden? Dabei erhielten wir das Gefühl, dass die Lehrer und all die Ämter dem Sport gegenüber nicht positiv eingestellt waren. Das beschäftigte mich derart, dass ich zusammen mit ein paar Kollegen ein Projekt ausarbeitete, um das zu verändern. Wir zogen junge Fahrer wie Dani Albrecht oder Silvan Zurbriggen hinzu, schauten, was im Ausland so gemacht wird, und erarbeiteten ein Konzept für «Schule und Sport im Wallis». Die Schule Zermatt, die zum Testobjekt bestimmt wurde, machte begeistert mit. Wir sammelten Erfahrungen und unterbreiteten das Konzept dem damaligen Walliser Skiverbandspräsidenten. Als ich es präsentierte, waren alle begeistert, doch sie sagten: «Wir wissen nicht, wie wir das ohne dich realisieren sollen.» Und so rutschte ich hinein und wurde

schliesslich zum Präsidenten gewählt. Wir revolutionierten den Sport im Wallis, und nach zwölf Jahren bin ich noch immer im Amt.

Wie lässt sich das Konzept einfach erklären?

Es gibt zehn regionale Zentren mit professionellen Trainern, in denen die Schüler, die zu Hause wohnen können, trainieren. Der Kanton sorgt dafür, dass die Schüler Zeit für Training und Rennen haben, und zwar überall. Immerhin betraf es 320 junge Fahrer. Am Anfang wurden diese, weil sie schon wieder freimachen konnten, von den andern Schülern beneidet und gar gemobbt. Es brauchte einiges an Überzeugungsarbeit. Heute ist die

«Beim Weltcup in Adelboden waren acht Walliser am Start, die von unserer Struktur profitiert haben.»

Struktur gefestigt, es gibt sieben kantonale Rennen, bei denen über 300 Fahrer am Start sind, die zusammen mit den Eltern, die sie begleiten, aus den Rennen ein Fest machen. Es ist ja auch für den Tourismus und die Bergbahnen im Wallis wichtig, wenn man sieht, dass der Schneesport hier lebt. Wenn es von Herzen kommt, ist es für mich die Basis, die es braucht.

Und wie sind Sie mit der sportlichen Ausbeute Ihrer Revolution zufrieden?

Für mich stand am Anfang die Arbeit im Vordergrund, nicht das Resultat. Wir mussten die neue Philosophie in die Klubs tragen. Erst dann konnten wir mit der Förderung einer ganz neuen Generation beginnen. Es dauerte weitere acht Jahre, bis man feststellen konnte, ob es sich gelohnt hat. Heute können wir sagen: Es hat sich bewährt. Wir haben eine unheimliche Breite, und an der Spitze ist das Wallis stark vertreten. Beim Weltcup in Adelboden waren acht Walliser am Start, die von unserer Struktur profitiert haben.

Sie profitieren als Vater von fünf Kindern auch von den Strukturen, die Sie geschaffen haben. Wie steht es sportlich gesehen um Ihren eigenen Nachwuchs?

Der 24-jährige Elia ist im Weltcup, und weil er im Wachstum lange zurückgeblieben war, hätte er es sicher nicht geschafft, wenn nach den üblichen Normen selektioniert worden wäre. Pirmin ist zwei Jahre jünger und fährt im Europacup. Maria hat nach zwei Kreuzbandrissen aufgehört. Alain ist siebzehn und fährt mit totaler Begeisterung Juniorenrennen, und dann haben wir noch die Nachzüglerin Leonie, die mit sieben jetzt auch ihre ersten Rennen bestreiten wird.

Pirmin Zurbriggen (geb. 1963) gewann 40 Weltcup-Rennen, ist Weltmeister und Olympiasieger und gewann viermal den Gesamtweltcup.

Informative Unterhaltung!

Regionale, nationale und internationale Informationen, Sport, Veranstaltungen und ein abwechslungsreiches Musikprogramm täglich bei Radio Central. **Infos auf radiocentral.ch**



So empfangen Sie Radio Central: Oberer Zürichsee, Linthgebiet 91.3; 89.4 • Schwyz 102.6; 97.7; 93.2 • Glarus 92.1; 97.7; 89.3; 88.7 • Oberiberg, Hoch-Ybrig 107.1 • Unteriberg, Euthal, Studen 94.4 • Rothenthurm 106.9 • Ob- und Nidwalden 101.8; 103.0; 100.4; 99.0 • Uri 103.0; 101.8; 102.2; 97.7 • Luzern 100.1 • Willisau 94.8 • Wolhusen 88.6 • Sursee 93.0 • Region Triengen 97.5 • Engelberg 107.6 • Zug 99.2 MHz oder Kabelnetz • CentralWebplayer • Digitalradio DAB+ • Central-App • www.radiocentral.ch



Einmal Vater, nie mehr Vater

Kann eine Frau verhindern, dass ihr Ex-Partner Kontakt zum gemeinsamen Kind pflegt? Bertrand Laval* war ein engagierter, liebevoller Vater. Trotzdem darf er seinen siebenjährigen Sohn nicht mehr allein sehen. Die Mutter ging geschickt vor. *Von Alex Reichmuth*



«Wiedererlangung einer tragfähigen Kommunikationsbasis.»

Für Bertrand Laval begann alles am 3. Dezember 2012. Da wollte er seinen damals fünfjährigen Sohn Alain* im Kindergarten abholen, damit dieser die darauffolgende Woche bei ihm verbringen konnte. Doch das Kind war nicht dort. Die Mutter, Alena Rubina*, hatte es nicht dort hingebacht. Laval fand heraus, dass sich seine Ex-Partnerin an die Vormundschaftsbehörden und ans Zürcher Sozialzentrum Albisriederhaus gewandt hatte. Alain leide sehr darunter, abwechselnd eine Woche beim Vater und bei der Mutter zu leben, hatte sie dort geltend gemacht. Er wehre sich dagegen, zum Vater zu gehen. Darum behalte sie das Kind derzeit bei sich.

«Gut aufgehoben und geborgen»

Am nächsten Tag traf bei Laval ein Brief des Sozialzentrums ein. «Um das Kindeswohl zu gewährleisten und um Zeit zu gewinnen,

schlagen wir vor, die wöchentlichen Aufenthalte bei Ihnen im Moment zu sistieren.» Im Brief wurden Beratungsgespräche unter Einbezug des Vaters angekündigt.

Laval war zehn Jahre mit Alena Rubina liiert gewesen. Er stammt aus dem Wallis, sie aus Russland. Sie wohnten zuerst in Genf und zogen dann nach Zürich. Nach der Geburt von Alain 2007 gab Laval seine Stelle auf, um sich ganz um seinen Sohn zu kümmern. Die Mutter machte derweil Karriere und war oft auf Reisen. Als Laval später wieder eine Teilzeitarbeit annahm, blieb er die Hauptbezugsperson für sein Kind. Auch nach der Trennung von Rubina hatte er grösseren Anteil an dessen Betreuung. Alain habe sich «in der Anwesenheit und Gegenwart von seinem Vater ausgesprochen gut aufgehoben und geborgen» gefühlt, schrieb später die Leiterin der Krippe, in der das Kind an einigen Tagen pro Woche

betreut wurde. Nach der Trennung der Eltern habe Alain «niemals das Vertrauen zu seinem Vater» verloren, so die Krippenleiterin weiter.

Die Mutter hatte sich jedoch, angeblich in Not, zuerst an eine Psychologin gewandt. Diese stellte fest, dass Alain «an Panikattacken mit Herzrasen und Schweissausbrüchen» sowie an «Angst vor dem Aggressor und Vernichtungsangst insbesondere in der Vaterbeziehung» leide, wie sie schriftlich festhielt. Die Psychologin empfahl darum die sofortige Aufhebung der «sich psychisch traumatisierend auswirkenden Aufenthalte» beim Vater. Sie hatte sich ausschliesslich auf die Aussagen der Mutter gestützt, ohne den Vater einzubeziehen, obwohl beide Eltern das Sorgerecht haben. Die Mutter führte die Empfehlung der Psychologin anschliessend bei den Behörden an, um die alleinige Obhut zu bekommen. Warum Alain Angst vor seinem Vater haben sollte, er-

fuhr dieser nie. Die Mutter machte lediglich vage Andeutungen. «Sie glaube nicht, dass Alain geschlagen werde», steht etwa in der Notiz von einem Gespräch der Vormundschaftsbehörde mit der Mutter, «aber er erzähle, dass der Vater nicht gut zu ihm sei». Laval durfte jedenfalls nicht mehr mit dem Sohn zusammen sein. In Beratungsgesprächen unter Einbezug des Vaters wurde vereinbart, bei Kinderpsychiaterin Sara Veroni* ein Gutachten in Auftrag zu geben – um zu ergründen, warum Alain sich weigert, zum Vater zu gehen. Für Laval war der Grund zwar offensichtlich: Sein Sohn hatte einen Loyalitätskonflikt, weil die Mutter den Vater fortwährend schlechtmachte.

Drohung mit Abgang nach Russland

Im März entschied die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb) der Stadt Zürich, dass Alain vorläufig in der Obhut der Mutter bleibt, bis das Gutachten vorliegt. Sie untersagte vorderhand Besuche von Alain beim Vater. In der Folge trafen sich die Eltern und Alain mehrmals bei Gutachterin Sara Veroni. Diese beobachtete, wie Vater und Mutter mit dem Sohn umgehen. Mitten in diesem Prozess kündigte die Mutter an, mit ihrem neuen Partner in den Kanton Schwyz umzuziehen – zusammen mit Alain. Gemäss Laval hatte seine Ex-Partnerin ihm zuvor schon gedroht, sich mit dem Kind nach Russland abzusetzen. Wie die Unterlagen zeigen, versuchte Gutachterin Veroni zwar, die Mutter vom geplanten Wegzug in den Kanton Schwyz abzubringen. Erfolg hatte sie indes nicht.

Laval bat darauf die Kesb der Stadt Zürich, den Wegzug zu verhindern. Doch diese blieb untätig. «Erst bei Vorliegen des Gutachtens können weitere Schritte erwogen werden», schrieb ihm Maya Rühle*, die bei der Kesb für den Fall zuständig war. Der Vater war immer mehr erbost über das Verhalten von Rühle. Schon zuvor habe diese einseitig der Mutter zugehört, sagt er – indem sie etwa protokollierte Aussagen von Verwandten und Bekannten zu seinen Gunsten nicht an Gutachterin Veroni weitergeleitet habe. Laval beschwerte sich bei der Ombudsstelle der Stadt Zürich und der Aufsichtsbehörde des Kantons und drängte auf eine «faire und neutrale Betreuung unseres Falls» – ohne Erfolg.

Im September 2013 lag dann das Gutachten von Sara Veroni vor. Inhaltlich gab dieses dem Vater zwar weitgehend recht. «Eine posttraumatische Belastungsstörung [beim Kind, d. Red.] liegt nicht vor», schrieb die Psychiaterin. Der Sohn wünsche Kontakt zum Vater und sage, «dass er Papi sehen will». Alain leide aber an einem «massiven Loyalitätskonflikt», schrieb Veroni weiter. Die Mutter verliere wegen der Konflikte mit dem Vater «das Gleichgewicht in der Beziehung zu Alain». Weil aber die Beziehung zwischen Alain und seinem Vater zuerst wiederaufgebaut werden

müsse, so das Gutachten weiter, sei die Obhut «trotz Bedenken» der Mutter zuzuteilen.

Die Kesb Zürich folgte im November 2013 der Empfehlung der Gutachterin. Sie schlug zwar den Antrag der Mutter auf das alleinige Sorgerecht aus, sprach ihr aber definitiv die Obhut zu. Gleichzeitig wies die Kesb die Eltern an, «sich in eine psychotherapeutische Elternberatung zu begeben, mit dem Ziel der Wiedererlangung einer tragfähigen Kommunikationsbasis und der Wiederherstellung eines regelmässigen Kontakts zwischen Alain und seinem Vater». Ausdrücklich drohte die Kesb «für den Fall der Nichtbefolgung dieser Weisung» mit einer Strafklage.

Hoffnung, doch noch etwas zu erreichen, hat der frühere Vollzeitvater aber kaum mehr.

Maya Rühle von der Kesb der Stadt Zürich wehrt sich gegenüber der *Weltwoche* entschieden gegen die Vorwürfe, Akten nicht weitergeleitet zu haben und parteiisch zugunsten Alains Mutter vorgegangen zu sein. Wegen des Persönlichkeitsschutzes könne sie zwar nicht auf Details des Falls eingehen, meint sie. Aber nur so viel: Die Kesb habe sich konsequent am Wohl von Alain orientiert. «Wir können das Kind nicht aus allem herausreissen, nur weil die Eltern nicht fähig sind, ihre Streitereien zu beenden», so Rühle.

Gemäss den Unterlagen, die der *Weltwoche* vorliegen, hat sich Bertrand Laval im Umgang mit Alain nie etwas zuschulden kommen lassen. Trotzdem darf er ihn bis heute nicht einmal besuchen. Insgesamt hat er seinen Sohn seit jenem verhängnisvollen Tag im Dezember 2012, als er ihn nicht im Kindergarten vorfand, nur wenige Stunden gesehen. Seit letztem März war er überhaupt nie mehr alleine mit Alain zusammen.

Mutter weigerte sich

Die Mutter, die nun mit ihrem neuen Partner im Kanton Schwyz lebt, boykottiert offenbar die Versuche der Zusammenführung zwischen Kind und Vater laufend. Schon vor dem definitiven Entscheid der Kesb hat sie eine vereinbarte Familienberatung im Marie-Meierhofer-Institut abgesagt, «aus gesundheitlichen Gründen», wie es in einem Schreiben der Kesb heisst. Bezüglich der Therapie, die von der Kesb angeordnet worden war, fanden zwar einige Sitzungen statt – bei Psychiaterin Sara Veroni, die die Familie vom Gutachten her kannte. Doch dann legte sich die Mutter quer. Wie Veroni im April 2014 festhielt, weigerte sich diese bei den Zusammenführungen mehrfach, Vater und Sohn allein zu lassen. «Danach antwortete die Mutter nicht auf meine Gesprächseinladung und sagt das vereinbarte Vater-Kind-Treffen kurzfristig ab», so Veroni

weiter. Der Versuch, Besuche zwischen Vater und Sohn zu ermöglichen, sei «misslungen».

Laut Bertrand Laval haben die Behörden des Kantons Schwyz später einen neuen Versuch der Familienzusammenführung gestartet – mit dem gleichen Ergebnis: «Die Mutter weigerte sich zuerst, von Alain wegzugehen», sagt Laval. «Später ist sie einfach nicht mehr mit ihm erschienen.» Die Verweigerung habe für die Mutter bis jetzt nie Konsequenzen gehabt. Herausgefunden hat der Vater aber, dass seine Ex-Partnerin Vollzeit arbeitet und Alain deswegen von einer Nanny betreut wird. Die Mutter konnte nicht für eine Stellungnahme erreicht werden.

Übrigens: Die Psychologin, die ursprünglich empfahl, die Kontakte zwischen Alain und seinem Vater abubrechen, wurde inzwischen von der Berufsethikkommission der Föderation der Schweizer Psychologen sanktioniert. Diese urteilte im letzten September, dass die Psychologin gegen die Berufsordnung verstossen hat, weil sie den Vater nicht anhörte. Sie wurde zu zwanzig Stunden Supervision verpflichtet. Bertrand Laval nützt dies nichts. Sein Sohn lebt nun seit über zwei Jahren bei der Mutter. Er kämpft noch immer um Obhut und Besuchsrecht, jetzt halt bei den Schwyzer Behörden. Hoffnung, doch noch etwas zu erreichen, hat der frühere Vollzeitvater aber kaum mehr.

*Name geändert

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)
www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antwortalon

Weltwoche 2015



Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- ☐ Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
☐ Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:
VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich



Provozieren, bis die Eltern durchdrehen.

Tyrannie der Wohlmeinenden

Die norwegische Vormundschaftsbehörde fackelt nicht lange, wenn Eltern ihren Nachwuchs falsch erziehen. Sie bringt die Kinder in Pflegefamilien unter und verweigert Vater und Mutter jeglichen Kontakt. Oft trifft es Ausländer, die sich nicht an die teils abstrusen nordischen Erziehungsregeln halten. *Von Daniela Niederberger*

Im Mai 2011 schrillte bei Eva Michalakova im norwegischen Städtchen Steinberg das Telefon: die Polizei. Es gehe um ihren Sohn David. Sie sorgte sich. War im Kindergarten etwas passiert? Die Kindergärtnerin sage, teilte ihr der Polizist mit, ihr Sohn sei vom Vater sexuell missbraucht worden. Der Vater habe, so der Bub, ihn mit der Hand über dem Pyjama befummelt. Tage später wurde die Frau von der örtlichen Kinderschutzbehörde informiert, ihre Buben – der sechsjährige David und der zweijährige Denis – müssten von den Eltern weg.

Untersuchungen im Spital ergaben zwar nichts, und ein Gericht entschied, den Eltern dürften die Kinder nicht weggenommen werden, weil die von Sozialarbeitern geführten Gespräche mit dem Sechsjährigen suggestiv und daher unakzeptabel gewesen seien. Dennoch entschied die Behörde im Februar 2012,

den tschechischen Eltern das Sorgerecht zu entziehen. Die Kinderschutzbehörden (auf Norwegisch *barnevernet*) sind in Norwegen sehr mächtig.

Die Buben kamen – getrennt – zu Pflegeeltern. Man versprach der Mutter, sie bekäme ihre Kinder wieder, wenn sie sich vom Vater

«Die Buben dürfen ihre Mutter nicht umarmen und nicht auf Tschechisch mit ihr reden.»

scheiden lasse, was sie auch tat. Die Kinder bekam sie nicht wieder. Anfangs durfte sie sie viermal im Jahr sehen, unter strikter Aufsicht. Später zweimal jährlich für zwei Stunden. Die Buben dürfen ihre Mutter nicht umarmen und nicht auf Tschechisch mit ihr reden. Mittlerweile sind es noch zwei Besuche zu fünfzehn

Minuten, wie Eva Michalakova jüngst der tschechischen Nachrichtenagentur sagte. Die ersten Treffen hätten in «warmer Atmosphäre» stattgefunden, die Buben brachten Blumen und Zeichnungen und fragten, wann sie wieder nach Hause dürften. Heute sagen sie «Eva». Schon zu Beginn, so Michalakova, hätte sich die Sozialarbeiterin gewundert, dass ihre Kinder nur Mami zu ihr sagten und ihren Vornamen nicht kannten.

Grossvater fleht um Besuchsrecht

Anurup Bhattacharya, ein Geowissenschaftler, arbeitete im norwegischen Stavanger in der Ölindustrie, seine Frau Sagarika schaute zu den Kindern, einem dreijährigen Buben und einem einjährigen Mädchen. Auch ihnen nahm die Kinderschutzbehörde die Kinder weg und gab sie zu Pflegeeltern. Die Eltern sagten, als Gründe sei ihnen angegeben wor-

den: die Kinder schliefen im Bett der Eltern (was in Norwegen nicht geht), würden von Hand gefüttert (was in Indien üblich ist) und hätten zu wenig Spielsachen. Die junge Mutter war schon früher gemahnt worden, sie müsse zu vorgegebenen Zeiten stillen. Sie aber stillte das Baby, wenn es schrie.

Das verzweifelte Ehepaar («Wir waren ehrliche und gute Eltern») wehrte sich. In Indien erschien der Dokumentarfilm «Nightmare in Norway» (Albtraum in Norwegen), Zeitungen berichteten, es fanden Demonstrationen statt. Nachdem der indische Aussenminister bei seinem norwegischen Amtskollegen interveniert hatte, durften die Kinder nach Indien, in die Obhut eines Onkels. Mittlerweile sind sie wieder bei der Mutter, die Ehe der beiden zerbrach.

Auch im Fall Michalakova berichtete das Fernsehen, und die Empörung war gross. Im Beitrag des tschechischen TVs war auch Eva Michalakovas Vater zu sehen. Den Tränen nahe, sagte er, er möchte seine Enkel noch einmal sehen, bevor er stirbt. Grosseltern und andere Verwandte dürfen die bei Pflegeeltern untergebrachten Kinder nicht sehen. Der tschechische Aussenminister hat sich nun eingeschaltet und Norwegen gebeten, den Fall neu zu beurteilen. Ausserdem gelangte Tschechien ans EU-Parlament.

8485 Sorgerechtsentzüge

Der russische Ombudsmann für Kinder, Pawel Astachow, beschuldigte Norwegen neulich des Terrors gegen russische Familien. Die Kinderschutzbehörde habe in den letzten drei Jahren 55 Kinder von russischen Eltern weggenommen. Der Chef der Behörde, Oddbjørn Hauge, erwiderte, man suche stets den Dialog mit den Eltern, wenn man vermute, dass ein Kind vernachlässigt werde. Und wenn Kinder von ihrem Zuhause entfernt würden, sei es immer notwendig.

Kinderrechte werden in Norwegen hochgehalten. Der Staat will möglichst allen Kindern gleiche Chancen bieten und bestmögliche Entfaltung garantieren. 1992 wurden die Kinderschutzbehörden professionalisiert (ähnlich wie in der Schweiz). Nicht mehr Laien aus den Gemeinden kümmern sich um schwierige Familien, sondern Psychologen und Sozialarbeiterinnen, die ausserdem mehr Macht erhalten haben. Natürlich zum Besten der Kinder – man will verhindern, dass Kinder vernachlässigt und missbraucht werden. Die Behörde ist gesetzlich verpflichtet, rasch zu handeln, wenn sie von solchen Fällen hört.

Die Folge ist, dass die Zahl der Interventionen in Familien drastisch zugenommen hat ebenso die der Fremdplatzierungen und damit verbunden der Sorgerechtsentzüge. Kamen im Jahr 2003 noch 6747 Kinder zu Pflegeeltern oder ins Heim, waren es 2011 schon 8485 – eine Zunahme von über 25 Prozent.

Jedermann ist angehalten, der Behörde zu melden, wenn er in einer Familie Vernachlässigung oder Missbrauch vermutet. Entsprechend nahmen diese Hinweise enorm zu, viele stellen sich aber als substanzlos heraus. Betroffene Familien haben wohl nicht unrecht, wenn sie kritisieren, es reiche schon, dass ein Nachbar einen denunziere, und schon habe man Sozialarbeiterinnen im Haus, die einen ausspähen.

Wie sie dabei vorgehen sollen, steht im Handbuch «Verraten. Elterliches Versagen geht uns alle an». Es sei oft nötig, die Eltern bewusst zu frustrieren, um zu sehen, wie sie unter Druck reagierten. Zeigten sie eine tiefe Frustrationstoleranz, müsse man sich fragen, wie sie ohne soziale Kontrolle funktionierten. Mit anderen Worten: Die Eltern werden bewusst provoziert,

Auch wer sein Kind nach traditionellen Rollenmustern erzieht, macht sich verdächtig.

bis sie die Geduld verlieren und ausflippen, um nachher einen Beweis zu haben für ihre schlechte Eignung als Erzieher. Dies obwohl die Eltern in der Privatsphäre ruhiger reagieren als unter Beobachtung von Dritten, wie die emeritierte Professorin Marianne Haslev Skånland schreibt. Sie ist eine der schärfsten Kritikerinnen von *barnevernet*. Man müsse sich die Situation vorstellen: verunsicherte, der Sprache nicht mächtige Ausländer, die in ihrem eigenen Heim von Sozialarbeiterinnen mit einschüchternem Auftreten attackiert würden.

Überdurchschnittlich oft sind es Ausländer, denen die Kinder weggenommen werden. Es traf viele Polen, eine der grössten Immigrantengruppen in Norwegen, was die polnischstämmige Professorin Nina Witoszek von der Universität Oslo dazu veranlasste, in der Zeitung *Aftenposten* eine bittere Anklage zu publizieren. *Barnevernet* sei eine stalinistische Institution, schrieb sie und erteilte Immigranten folgenden sarkastischen Rat: 1. Eure Kinder gehören nicht euch. Sie gehören dem Staat. 2. Ihr dürft eure Kinder nicht ohrfeigen. 3. Macht, dass eure Kinder in der Öffentlichkeit lächeln. 4. Ihr bedeutet nichts.

Ungebildete, aggressive Eltern

Die Vertreter der Kinderschutzbehörde dagegen sind überzeugt, nur zum Besten zu handeln. Viele Kinder hätten keine faire Chance, sich zu entwickeln. *Barnevernet* sei der einzige Ausweg für solche Kinder. Diejenigen, die die Arbeit der Behörde kritisierten, seien ungebildete, aggressive Eltern. Professorin Witoszek schreibt von der «Tyrannei der Wohlmeinenden».

Im vielgerühmten Modellstaat Norwegen herrschen glasklare Vorstellungen darüber, was richtige und was falsche Erziehung ist. Körperstrafen sind schon lange verboten und

werden mit sexuellem Missbrauch in Verbindung gebracht, während in vielen Kulturen leichte Körperstrafen an der Tagesordnung sind und eine Ohrfeige als nicht so schlimm gilt. Eine tamilische Familie kritisierte, auch intensive Zuneigung werde als sexueller Missbrauch interpretiert.

Die Regeln sind strikt. Das Kind schläft im eigenen Bett. Süßigkeiten gibt man den Kindern nur am Wochenende und nicht täglich. Und auch wer sein Kind nach traditionellen Rollenmustern erzieht, macht sich verdächtig. Rollenmuster will man in Norwegen überwinden, «Gender-Mainstreaming» heisst das Zauberwort. Ein Kind gilt als «es» bis es weiss, ob «es» ein Er oder eine Sie sein will. Vielleicht deshalb platzierte die Kinderschutzbehörde ein Kind von Muslimen bei einem homosexuellen Paar.

Aufschlussreich ist auch folgendes Zitat aus einem Bericht von 2005 zuhanden des Ministeriums für Kinder und Familien (neu: Ministerium für Kinder und Gleichheit). «Biologische Bindungen sind vor allem deshalb wichtig, weil ihnen unsere Gesellschaft diese Wichtigkeit gibt.» Und: Biologische Elternschaft sei keine notwendige oder genügende Bedingung für die Entwicklung eines Kindes.

«Aussagen von jungen Frauen»

Also: Ob ein Kind bei Pflegeeltern oder den richtigen Eltern aufwächst, spielt keine grosse Rolle. Für die Pflegefamilien aber schon. Die nämlich erhalten laut Skånland 430 000 Kronen (knapp 50 000 Euro) im Jahr pro Pflegekind, dazu kommen Spesen und schöne Extras wie Ferien am Mittelmeer. Und ausserdem, kritisiert Professorin Skånland, profitiert ein riesiger Apparat von Sozialarbeiter, Therapeuten und Psychologinnen vom ganzen System.

Jørgen Stueland ist Anwalt im norwegischen Raufoss. Er vertritt Familien, denen die Kinder weggenommen wurden. Im Gerichtssaal sassen dann jeweils die Vertreter der Behörde und deren Anwalt, selbstbewusst und voll überzeugt, dass sie das Richtige täten, vor sich etwa eine zitternde und stotternde Kurdin und deren Mann, beide traumatisiert, denen vorgeworfen werde, ihre Kinder zu schlagen und zu misshandeln.

Das Problem sei, schrieb Stueland im Artikel «Child Protection: The Norwegian Way», dass die Fälle jeweils auf den Aussagen von «jungen Frauen» aufgebaut seien. Jungen Frauen, die in der Oberstufe mittelmässige Noten hatten und die dann auf einer Fachhochschule Kinderschutz-Sozialarbeit oder Kinderschutz-Pädagogik studierten, weil es fürs Medizin- oder Psychologiestudium nicht reichte. Das grosse Problem sei die Macht dieser Mädchen, die als Angestellte der Kinderschutzbehörde Entscheide fällen können, die das Leben von vielen Familien für immer verändern. ○

Gänzlich unverstanden

Die Rätoromanen sind die kleinste Schweizer Nation – und die unbekannteste. «Wir existieren nur im Unterbewusstsein», sagt der Autor Leo Tuor. Er jagt, macht Käse und übersetzt Zola und Shakespeare. *Von Wolfgang Koydl und Vera Hartmann (Bild)*

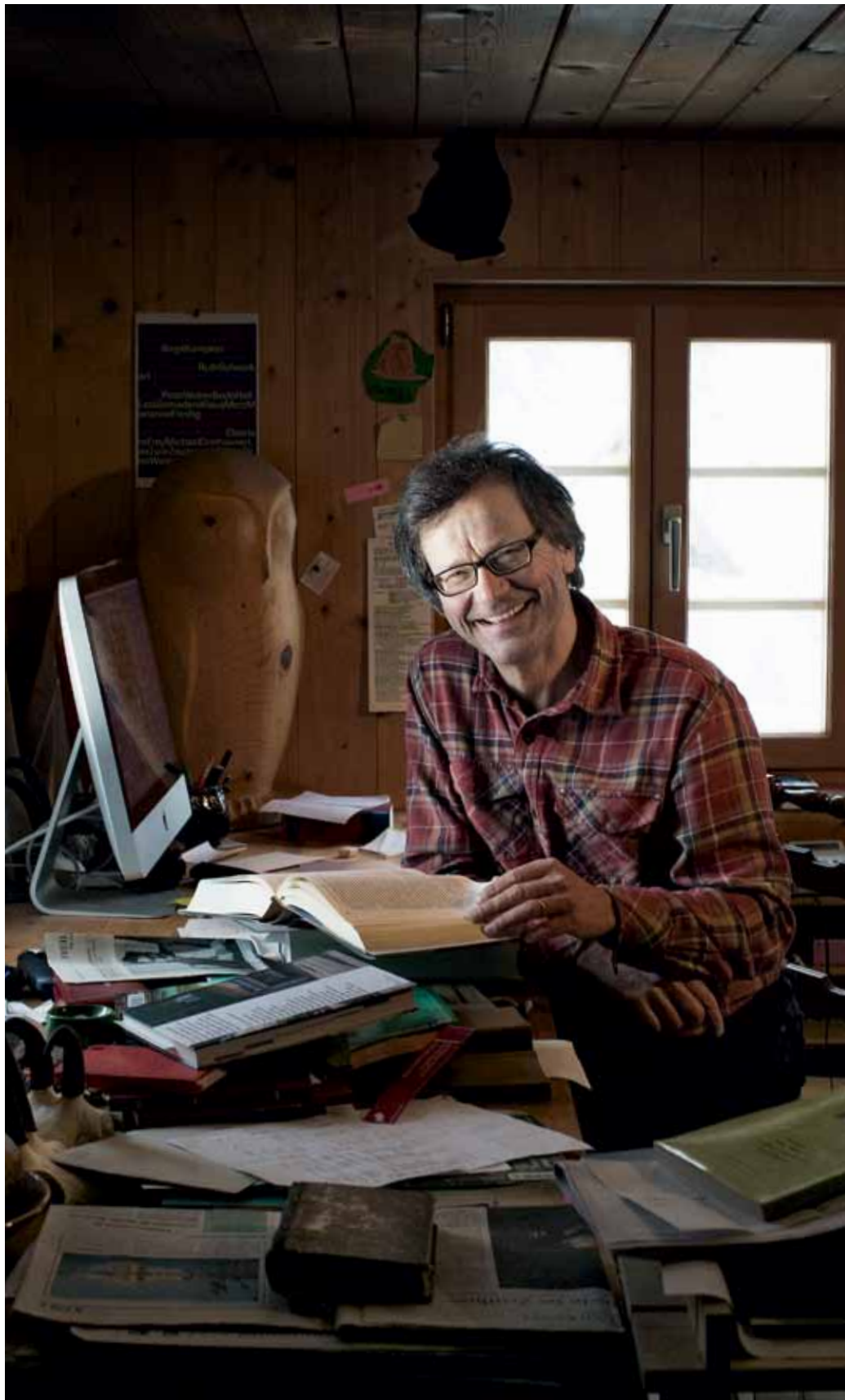
Der Mann lebt mittendrin und doch am Rand. Wer zu ihm will, muss mehrere Täler durchqueren, eins enger und steiler als das andere. Von Chur aus stiebt der Zug durch dichtes Schneetreiben, vorbei an Ortschaften, deren Namen aussehen wie unsortierte Scrabble-Brettchen: Versam, Sagogn, Rueun. Leo Tuor wartet in Sumvitg und chauffiert den Gast ins nächste Tal – noch schmaler und noch höher hinauf. An einer Stelle versperrt ein mächtiges Metalltor im Berg den Weg. Auf Knopfdruck rasselt es hoch und gibt die Zufahrt frei zu einem grob ausgehauenen Tunnel – als sei's der Eingang zu einem Märchenland oder zum Refugium eines James-Bond-Spitzbuben.

Dann tauchen Häuser auf, krumm, aber grundsolide, ein paar hundert Jahre alt, abenteuerlich hingeklebt an die Bergflanken und nur schemenhaft zu sehen hinter dem weissen Vorhang, den die Flocken vor sie gezogen haben. Noch nicht einmal einen eigenen Namen hat der Ort, er heisst schlicht Val, das Tal. Das Val Sumvitg verbindet den Piz Miezdi mit dem Piz Tgietschen. Tief unten rauscht der Rein da Sumvitg dem Vorderrhein entgegen, am oberen Ende thront die Hochebene der Greina – karg, kalt und abweisend wie die Oberfläche eines fremden Planeten.

Nestbeschmutzer aus den Bergen

Das ist die Welt von Leo Tuor. Hier ist er geboren, hier hat er gelebt, hier hat er die Geschichten erlebt, die er in seinen Romanen beschreibt: das Leben der Hirten in «Giacumbert Nau», das der Bauern in «Onna Maria Tumera» und das der Jäger in «Settembrini» und in der jüngsten Erzählung «Cavrein». Und weil er am besten erzählen kann, was er selbst getan hat, sömmer-te der studierte Philosoph siebzehn Sommer lang Kühe und Schafe auf der Alp, lernte Melken und Käsen und später auch das Töten. Weil er wissen wollte, wie es sich anfühlt, wenn man auf Steinbockjagd geht, erwarb er das Bündner Jagdpatent. Im Winter schrieb er dann, teils eigene Gedichte und Geschichten, teils Übersetzungen: Shakespeare, Zola, Kafka, Dürrenmatt. Tuor brachte die grosse Literatur Europas in die Täler der Surselva.

Wie ein knorriger Älpler sieht Tuor nicht aus, er erinnert eher an einen verschmutzten Kobold. Klein ist er, schmal, fast hager, eine stylische Ray-Ban sitzt auf der Nase. Nur die Hände deuten darauf hin, dass er nicht nur mit Maus und Tastatur arbeitet. Sie können zupacken. «Ich brauche beides, die Arbeit mit dem Kopf und die



«Offenheit nach aussen»: Autor Tuor.

mit der Hand, sonst fühle ich mich nicht wohl», lächelt Tuor. Humor, Schabernack und mitunter auch böser Witz blitzen in seinen Werken auf. Nicht alle in Graubünden waren glücklich über den Nestbeschmutzer aus den Bergen.

Mit den Bündnern liebt man sich selbst

Tuor schreibt auf Sursilvan, in seiner Muttersprache, einem der fünf Idiome des Rätoromanischen. Damit ist er geradezu ein typischer Vertreter der vierten Schweiz. Hatte nicht einst Friedrich Dürrenmatt über die Rätoromanen gesagt, dass sie nur noch in der Literatur existierten? «Das hat er sicher nur provokativ gemeint», lacht Tuor. «Geglaubt hat er das bestimmt nicht.» Tatsächlich lebt die Sprache jenseits von Poesie und Prosa auch im Alltag. Im Zug begrüsst nicht nur der Lautsprecher die Reisenden mit «Allegra», auch die Fahrgäste unterhalten sich auf Romanisch: das Grosi mit der Enkelin, die gepierchten Frauen und die Studenten mit den Snowboards im Gepäcknetz.

Die SRG strahlt wöchentlich vierzehn Stunden rätoromanische Radioprogramme und immerhin eine Stunde lang Fernsehen im lokalen Idiom aus. Diese Sendungen und die Programme privater Anbieter haben darüber hinaus dazu beigetragen, die Unterschiede zwischen den einzelnen Idiomen abzuschleifen. Heute verstehen Mustér und Müstair einander, ohne auf Schweizerdeutsch ausweichen zu müssen. Eine künstliche Laborsprache, wie das mit Unsummen an Steuergeldern vom Zweckverband Lia Rumantscha gepuschte Rumantsch Grischun brauche man daher nicht, meint Tuor.

Rund 35 000 Bündnerinnen und Bündner gaben bei der Volkszählung von 2000 an, einen der romanischen Dialekte – Sursilvan, Sutsilvan, Surmiran, Putèr und Vallader – als Hauptsprache zu sprechen. Zehn Jahre zuvor waren es nur unwesentlich mehr gewesen. Akute Ängste vor dem Aussterben scheinen fürs Erste gebannt, es ist eine Stabilisierung auf niedrigem Niveau. Die Zeiten, in denen Rumantsch-Sprecher als «Bauern ohne Hirn» verunglimpft wurden, sind längst vergessen. Nicht zuletzt eine vibrierende Musik- und Poetry-Szene belebt das Idiom. Gleichwohl ist Tuor auch aus Sorge um die Sprache zum Schreiben gekommen: «Nur solange jemand schreibt und es gelesen wird, so lange lebt die Sprache.»

Auch bei ihm daheim wird selbstverständlich Sursilvan geredet. Die aus der Deutschschweiz zugewanderte Ehefrau Christina musste es erst lernen, doch für die drei Söhne ist es die Muttersprache. In der Schule wird bis zur zweiten Klasse ohnehin ausschliesslich Romanisch gesprochen. Erst dann kommt Deutsch hinzu, und Tuor merkt mit bissiger Genugtuung an, dass es inzwischen sogar modernere Lehrmittel als in seiner Kindheit gibt: «Als ich zur Schule ging, lernten wir aus einem Buch mit dem Titel «Deutsch für Ausländer».» Nicht besonders passend, findet er, für ein «einig Volk von Brüdern».

Die Sache mit dem Lehrbuch beruhte wohl auf Gedankenlosigkeit, aber die beobachtet Tuor heute noch bei deutschschweizerischen Landsleuten. «Die romanische Schweiz ist in ihren Köpfen nicht präsent, sie existiert praktisch nur in ihrem Unterbewusstsein», glaubt er. Ein Beispiel? Der vom Buchhändler- und Verlegerverband ausgeschriebene Schweizer Buchpreis bewertet trotz seines allumfassenden Namens nur deutsche Texte. «Sollte er nicht eher Deutschschweizer Buchpreis heissen?», fragt Tuor spöttisch. «Aber das tönt wohl zu provinziell.»

Wirklich verwunderlich ist es nicht, dass man das Rätoromanische gerne mal vergisst. Gibt es diese Sprache noch? So oft schon wurde sie totgesagt, da glaubt man kaum mehr an ihr Überleben. Wenn überhaupt, dann verortet man ihre letzten Sprecher am ehesten im Engadin. «Das ist in der kollektiven Wahrnehmung hinreichend exotisch, da gehört halt eine exotische Sprache hin», mutmasst Tuor. Tatsächlich aber schlagen die romanischen Sprachgebiete eine

«Als ich zur Schule ging, lernten wir aus einem Buch mit dem Titel «Deutsch für Ausländer».»

Brücke quer durch den Kanton: von Uri im Westen bis nach Tirol im Osten wird Rätoromanisch gesprochen. «Manchmal habe ich den Eindruck, dass die Deutschen mehr über uns wissen als die Schweizer», seufzt der Schriftsteller.

Auf eine starke Lobby in Bern können die Rätoromanen nicht hoffen. Wie die anderen romanischsprachigen Schweizer scheitern auch sie oft an der «Arroganz» der Deutschschweizer, wie Tuor es nennt. «Die Romands sind zu viele, die kann man nicht total ignorieren», zählt er auf. «Den Tessinern gelingt es manchmal, von sich hören zu lassen. Aber wir existieren praktisch nicht.» Dass Rätoromanisch die vierte offizielle Sprache des Landes ist, fällt vielen Schweizern höchstens beim Blick auf eine Banknote auf, wo etwa neben den Wörtern «zwanzig», «vingt» und «venti» auch das Wörtchen «ventg» aufgedruckt ist.

Satte 91,6 Prozent der Schweizer stimmten am 20. Februar 1938 dafür, das Rätoromanische neben Deutsch, Französisch und Italienisch als vierte «Nationalsprache» der Eidgenossenschaft zu verankern. Ein Akt selbstlosen Grossmuts war es gleichwohl nicht, wie Tuor mit einem Anflug von Hohn bemerkt, eher ein Ausdruck schlechten Gewissens. Denn es war nicht unbemerkt geblieben, dass sich die beiden faschistischen Diktatoren Europas, Hitler und Mussolini, über eine Aufteilung der Schweiz in ihre germanischen und romanischen Elemente verständigten. Da musste man sich rasch der oft belächelten Minderheit versichern.

Mittlerweile ist die patriotische Aufwallung von einst längst zum pittoresken Sonderfall geschrumpft, zu einem bestaunten sprachlichen

Unikat wie Ossetisch, Baskisch oder Adygeisch. Die ausgefallene Sprache passt ausserdem zum Image des Kantons als einer vielfältigen, multikulturellen kleinen Schweiz innerhalb der Schweiz. Zu Graubünden fällt ohnehin kaum jemandem etwas Schlechtes ein. Es ist der Lieblingskanton der Eidgenossen, seinen Dialekt finden die meisten entzückend. «Der Grund ist banal», konstatierte der Mundartforscher Christian Schmid. «Mit Bündnerdeutsch assoziieren wir automatisch Ferien, also gute Laune.» Bündner sind nett, freundlich und lässig. Sie sind die Urlaubsanimateure der Nation. «Man liebt die Bündner», sagt Tuor, «und mit den Bündnern liebt man auch sich selbst. Aber in Wirklichkeit kennt man sie gar nicht, denn man macht ja nur Ferien bei ihnen. Und man meint natürlich, wir seien auch in den Ferien hier.»

Eine Art Disneyland

Nein, er habe nicht den Eindruck, dass seine Landsleute den Sonderfall rätoromanische Schweiz verstünden oder ihn auch nur zu verstehen versuchten. «Es gibt ganz viele Leute, die hier Ferienhäuser haben», sagt er und ergänzt trocken: «Schweizer.» Als ob es Landesfremde wären. Aber kein Einziger von ihnen mache sich die Mühe, auch nur ein wenig Rätoromanisch zu lernen, selbst wenn er zwanzig Jahre lang hier Ferien mache. «Solange das nicht passiert, ist man nicht voll integriert, und so lange werden sie uns Einheimische idealisieren, anstatt uns zu verstehen.»

Zuweilen erinnere ihn seine Heimat an einen Themenpark, an eine Art Disneyland in den Bergen, mit blauen Seen und blauem Himmel – das von der Tourismuswerbung beschworene «blaue Wunder» eben. Typisch für dieses Image sind die beiden animierten Steinböcke, die im Fernsehen für den Kanton Reklame machen. Für Tuor, der ihm tagelang in den Bergen nachstellte, ist der Bock der «König der Alpen», keine vermenschlichte Witzfigur, die geradewegs aus einem Zeichentrickfilm wie «Madagascar» herübergewechselt zu sein scheint.

Den Fremden werden die Berge als Idyll verkauft, süsslich verklärt bis zum Kitsch. Im politischen Diskurs wiederum müssen die Berge erhalten als Synonym für engstirniges, borniertes Einigeln, für die Abschotter-Schweiz. Für Tuor stimmt beides nicht. Er weiss: «Natur ist nicht nur schön, sondern auch bedrohlich und respekteinflössend.» Und was ist mit dem anderen Vorurteil? Engen Berge nicht den Horizont ein, sowohl buchstäblich wie im übertragenen Sinn? «Ja, das tun sie», gibt Leo Tuor zu. «Aber sie schützen auch, bieten Geborgenheit.» Doch Berge sind nicht nur Reduit, sie halten auch – über ihre Pässe – die Verbindung zur Aussenwelt aufrecht. Auf die richtige Mischung kommt es an, meint Tuor: «Offenheit nach aussen, aber ohne sich selbst aufzugeben.» Das funktioniert im Val Sumvitg, in Graubünden und sicher auch in der ganzen Schweiz. ○



Geschlechter

Mehr Herz für die Männer

Der Bund hat eine «Bilanz 1999–2014» zur Gleichstellung von Mann und Frau veröffentlicht. Die 116-seitige Broschüre verliert kein einziges Wort über die Benachteiligungen von Männern. *Von Andrea Caroni*

Kürzlich erschien der zweitletzte Teil der US-Erfolgsserie «Mad Men» fürs Heimkino. Von Staffel zu Staffel zeigt die Serie, wie sich die Frauen im New York der 1960er Jahre in einer Männerwelt von Jahr zu Jahr ein Stück mehr Gleichberechtigung erkämpfen.

Spulen wir dreissig Jahre vor und wechseln in die Schweiz. 1999 beschloss der Bundesrat einen «Aktionsplan der Schweiz zur Gleichstellung von Frau und Mann» mit 287 Massnahmen. Das 15-Jahre-Jubiläum (sowie ein parlamentarischer Vorstoss) waren für die Bundesbehörden Anlass, eine Zwischenbilanz zu ziehen. Die einschlägigen Behörden sind das «Eidgenössische Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann» und die «Sektion für Chancengleichheit und Globale Gender- und Frauenfragen» (ja, die gibt's). Dankbar nahm die Abteilung «Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung» der Uni Bern einen entsprechenden Auftrag für den Zwischenbericht an.

Bevorzugte Spezies

Wer die 116-seitige Publikation «Gleichstellung von Frau und Mann: Aktionsplan der Schweiz, Bilanz 1999–2014» – reich bebildert und farbenfroh aufgemacht – studiert, erfährt in zwölf Kapiteln (von «Armut» bis «Umwelt») viel über Stand und Herausforderungen der Gleichstellung. Die Verfasser geben zwar einige eigennützige Empfehlungen ab; zum Beispiel fordern sie mehr Gelder für die Gender-Forschung. Viele Vorschläge sind aber auch tauglich. Etwa für Mentoringprogramme, für zusätzlichen Schutz für gewaltbetroffene Frauen oder Massnahmen gegen Fehlanreize bei den Steuern und Sozialtransfers. Und natürlich haben es, wie die Autorenschaft richtig feststellt, Frauen in zahlreichen Lebenssituationen nach wie vor schwerer als Männer. Für Frauen ist es zum Beispiel anspruchsvoller, Familie und Beruf unter einen Hut zu bringen beziehungsweise dabei gar Karriere zu machen.

Was bei der Lektüre des Gleichstellungsberichts aber auffällt: Männer kommen immer nur als bevorzugte Spezies vor. Kein Wort darüber, dass es auch Bereiche gibt, in denen Männer benachteiligt sind. Die krassen Diskriminierungen des Mannes sind die Militärdienstplicht, das Rentenalter, die Witwenrenten und in gewissem Masse auch der Mutterschaftsurlaub. Jedes Kind weiss, dass in der Schweiz nur Männer militärdienst-

pflichtig sind. Das hat mit deren Eignung zum Militärdienst wenig zu tun, denn sonst müssten ja moralisch mit sich ringende Männer keinen Zivildienst leisten beziehungsweise Untaugliche keinen Zivilschutz oder Wehrpflichtersatz leisten. Erstaunlich, dass hier niemand die Verfassung ganzheitlich auslegen will, wie man das sonst gerne tut. Würde man die Militärdienstplicht nämlich im Lichte der Rechtsgleichheit betrachten, hiesse es: «Frauen, daher!» Man kann sich natürlich fragen, was denn unsere Armee mit



«Frauen, daher!»

doppelt so vielen Wehrpflichtigen anstellen sollte, aber eins ist klar: «Gleich» ist das System nicht. Zumindest die Ersatzsteuer sollte jede Person leisten (ob Mann oder Frau, Schweizer oder Ausländer), denn von der Sicherheit profitieren alle.

Das Rentenalter ist ebenso ungerecht: Nach dem Motto «Wir kommen früher, dafür gehen wir später» dürfen Frauen schon mit 64 (bis vor kurzem noch mit 62) in die volle Rente, obschon sie mehr als vier Jahre länger leben als Männer. Das sind ein Jahr weniger Beitragspflicht und fünf Jahre mehr Rentenbezug. Der Bundesrat schlägt nun das Modell 65/65 vor. Doch die Linke schreit Zeter und Mordio – obwohl damit

Frauen immer noch vier Jahre länger eine Rente beziehen können und ja auch die jahrzehntelangen Vorteile von 62/65 erhalten haben.

Die Witwenrenten sind nicht viel besser: Ein Mann erhält sie nur, wenn er minderjährige Kinder betreut. Eine Frau erhält sie unabhängig vom Alter des Kindes und sogar ohne Kinder, wenn sie über 45 Jahre alt ist und fünf Jahre verheiratet war. Bisweilen erhält sogar eine geschiedene Frau eine Witwenrente. Für Kinderlose will der Bundesrat die Witwenrente nun streichen, was immerhin eine Annäherung ist.

Die «Mad Men» hielten uns für verrückt

Schliesslich der Mutterschaftsurlaub: Natürlich soll der Grossteil des dreimonatigen Urlaubs der Frau zustehen. Immerhin gebärt sie bekanntlich das Kind und unterliegt sodann einem achtwöchigen Arbeitsverbot zwecks verdienter Erholung. Die letzten sechs Wochen sind aber weniger gesundheitlich als familienpolitisch begründet, nämlich für die Eltern-Kind-Bindung. Es müsste doch möglich sein, einen Teil davon dem Vater zum gleichen Zwecke einzuräumen – zumindest mit Zustimmung der Mutter, wie ich dies kürzlich per Motion vorgeschlagen habe.

Es geht in dieser Darstellung der männlichen Benachteiligungen nicht darum, die weiblichen Benachteiligungen zu verharmlosen. Sie sind real und zahlreich. Aber es ist unhaltbar, dass es ein 116-seitiger Bericht des Bundes zur «Gleichstellung von Frau und Mann» nicht für nötig hält, auch nur in einem Punkt darauf hinzuweisen, dass auch diese Gleichung zwei Seiten hat und es nach wie vor Ungleichheiten zu Lasten der Männer gibt.

Beide Seiten, Männer und Frauen, im Bewusstsein ihrer jeweiligen Privilegien und Benachteiligungen, sollten gemeinsam schrittweise jede einzelne Ungleichheit anpacken. Ziel sollte die vollständige rechtliche Gleichstellung sein sowie die tatsächliche Gleichstellung in den Lebenschancen (ohne erzwungene Gleichheit im Resultat) – natürlich zugunsten beider Geschlechter.

Auch wenn uns die «Mad Men» für dieses Vorhaben wohl für verrückt erklären würden.

Andrea Caroni ist FDP-Nationalrat (AR) und Rechtsanwalt.

Und leise seufzt die Leidgeprüfte

Helen Keller, die Vertreterin der Schweiz am Europäischen Gerichtshof in Strassburg, redet nur mit handzahmen Journalisten. Kritiker werden von ihr lächerlich gemacht oder ignoriert. Die Richterin schadet damit dem Ansehen des Gerichtes. *Von Alex Baur*

Sie scheint eine vielbeschäftigte Frau zu sein. «Leider steht Richterin Helen Keller für das Interview aus Zeitgründen nicht zur Verfügung», liess die Vertreterin der Schweiz am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) in Strassburg im letzten November über die Pressesprecherin ausrichten. Und es war beileibe nicht das erste Mal, dass Keller keine Zeit für die *Weltwoche* hatte. Doch, oh Wunder, wenig später fand die Vielbeschäftigte einen Termin für ein langes Gespräch mit der *Schweiz am Sonntag*. Und im letzten Januar brachte die linke *Wochenzeitung* (Woz) gar eine vierteilige Interviewserie mit der mächtigsten Richterin der Schweiz.

Für die launenhafte Agenda von Frau Keller gibt es eine praktische Erklärung: Anders als die *Weltwoche* haben sich die besagten Blätter nie kritisch mit dem Gerichtshof und seinen Urteilen befasst. So findet sich auch in den Interviews nicht ein Hauch des Widerspruchs. Kontroverse Themen werden ausgeklammert, nach dem Tenor: Wer Strassburger Verdikte in Frage stellt, ist gegen die Menschenrechte, dumpf und primitiv. Das klingt dann im Interview mit der *Schweiz am Sonntag* so:

Der «fremde Richter» ist in der Schweiz ein beliebtes Feindmotiv, für das auch der Gerichtshof in Strassburg immer wieder herhalten muss. Regt Sie das auf?

Keller: Ich empfinde mich selber nicht als fremd. [...]

Sind Sie oft mit schlimmen Schicksalen konfrontiert?

(Leise) Ja, das ist so ...

Wie gehen Sie damit um?

(Seufzt) Es ist häufig belastend. [...]

Die SVP lanciert eine Initiative zum Austritt aus der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK). Stehen Ihnen da nicht die Haare zu Berge?

Doch. Jedes einzelne! Was die SVP macht, ist sehr gefährlich.

Und so weiter. In der Woz wird Keller dann etwas konkreter. Der SVP fehle es nach ihrer Meinung an «Bewusstsein für die internationale Ebene». Wer die mangelnde Gewaltenteilung kritisiert, versteht nichts von internationalem Recht, und schon der Hinweis, dass Richter «beispielsweise aus dem Balkan stammen», ist eine «rassistische Diffamierung». Dabei müssten doch auch Blocher oder die *Weltwoche* froh sein, wenn sie notfalls fremde Richter anrufen könnten. Gemäss Richterin Keller wacht Strassburg als «Quasi-

verfassungsgericht» über unsere Grundrechte, weil der Schweiz ein solches Gericht fehle.

Schweizer Bürger hätten keine Möglichkeit, klagt Keller, im eigenen Land gegen eine AHV-Reform oder eine allfällige Erhöhung des Rentenalters zu prozessieren. Ja, so ist es: Ein Verfassungsgericht wurde in der Schweiz (wie auch in Grossbritannien) stets abgelehnt, weil es in einer gefestigten Demokratie keinen Platz hat. In der Schweiz setzen nicht die Richter das Recht, sondern die Parlamente, und in letzter Instanz der Souverän, das Volk. Die Höhe der Rente, der Bau eines Minarets, Schwulenadoption, eine Beschränkung der Zuwanderung oder ein Vermummungsverbot, das sind in diesem Land keine juristischen, sondern politische Fragen. Die Richter sollen Gesetze anwenden und nicht Gesetze schaffen.

«Gar keine reale Macht»

Womit wir beim zentralen Punkt wären, über den Helen Keller und ihre Hofjournalisten partout nicht reden möchten. Die fundamentalen Menschenrechte sind in der Schweizer Verfassung verankert, sie stehen nicht zur Disposition. Unmut erregt nur, was die Strassburger Richter mit der sogenannten «dynamischen Weiterentwicklung» des Rechts daraus gemacht haben. Es spielt auch keine Rolle, wie selten die Schweiz von Strassburg gerügt wird. Oft sind das Ermes-

sentscheide, bei denen man in guten Treuen zum einen oder anderen Schluss kommen kann. Es geht um die Machtfrage: Wer hat bei der Rechtsetzung das letzte Wort? Die Politik, der Souverän, unsere Justiz – oder Strassburg?

Die Juristen in Strassburg sind niemandem Rechenschaft schuldig. Frau Keller meint, das Prinzip der Gewaltentrennung sei überholt und gehöre zusammen mit dem Nationalstaat in die Mottenkiste der Geschichte. Eine ungeheuerliche Anmassung. Die Strassburger Justiz will ex cathedra eine einheitliche europäische Rechtskultur verordnen. Doch was in Berlin recht und gerecht erscheinen mag, wird in Anatolien vielleicht als Affront empfunden; was in Italien eine Selbstverständlichkeit ist, kann in der Schweiz auf Ablehnung stossen.

Und wenn Helen Keller darauf hinweist, dass Strassburg gar keine reale Macht besitze, macht es die Sache nicht besser: Wer nimmt ein Gericht ernst, dessen Urteil den einen Befehl ist, von anderen Ländern aber als lästige Empfehlung behandelt wird? Anders als etwa die Polen, so klagt Richterin Keller, würden die Schweizer gehässig reagieren, wenn ihre Justiz von Strassburg gerügt werde. Dass der Fehler vielleicht nicht bei den Schweizern, sondern bei den selbstherrlichen Richtern liegen könnte, zieht sie gar nicht erst in Betracht. Wie sollte sie auch – Frau Keller redet ja nur mit Gleichdenkenden. ○



«Dynamische Weiterentwicklung»: Schweizer EGMR-Richterin Keller.



Nicht schockierend, nur verstörend: «Die schönen Tage», 1944–1946.



Die Rehabilitation

Von Daniele Muscionico

Wir haben die Künstler, die wir verdienen. Sie sind voyeuristisch, und sie sind puristisch, sie sind wie wir alle. Mit dem Unterschied: Für Künstler lohnt es sich, voyeuristisch zu sein. Man kann damit, wenn man's kann, gutes Geld machen. Man wird Kunst-Star. Als Purist schafft man es bestenfalls zum Kunst-Kritiker.

Der Fall des französischen Künstlers Balthus (1908–2001), der Maler von Katzen und nachlässig gekleideten Mädchen, ist ein Fall, der das Doppelgesicht von Kunstmarkt und Kunstkritik wunderbar beleuchtet. Den einen gilt er als Pädophiler, dem man Hausverbot erteilt, zum Beispiel letzten Sommer im Museum Folkwang in Essen, einem Haus unter Schweizer Leitung. Den anderen gilt er als Visionär, für dessen Werke man visionäre Preise garniert.

Für die Schweiz war Balthus dreissig Jahre lang ein willkommener Steuerzahler, und sein «Grand Chalet» in der waadtländischen Gemeinde Rossinière ist ein Wallfahrtsort für Kunstjünger und Balthus-Schwärmer von Dalai Lama bis David Bowie. Heute bewohnt und besitzt das grösste Holzhaus des Landes die Witwe von Balthus, die japanische Gräfin Setsuko. Sie führt, wenn auf den Skipisten nichts Besseres zu sehen ist, zum Beispiel Madonna durch den Balthus-Tempel. Pfuil!

Oder doch nicht? Denn jetzt ist von «Rehabilitation» des Franzosen die Rede. Und das in Paris, in den französischen Blättern, sogar in *Le Monde*. Kunstexperten bezeichnen ihn als eines von zehn Genies des 20. Jahrhunderts. *Mais non*, Balthus sei nicht schockierend, er ist nur verstörend. Wie das?

Die Gagosian Gallery macht es möglich, ein Aushängeschild der Kunststadt Paris, das Imperium des Kunsthändlers Larry Gagosian, eines der einflussreichsten Königsmacher und Kunstschieber. Doch seine französische *Dépendance* zeigt – und verkauft – nicht nur Balthus, die Bilder, sondern Balthus, die Polas. Sie galten bis dahin als eigentlicher Skandal.

Balthus' Polaroid-Aufnahmen, bei Gagosian sorgfältig gerahmt, entstanden, als der Künstler im Alter zu schwach war, um sich zeichnend Notizen zu machen. Also fotografierte er, ohne Absicht, die Bilder einmal zu veröffentlichen. Die Polas zeigen, was später auf der Leinwand zu sehen war: sorgfältig drapierte Mädchen, knospenbrüstig. Was als Malerei hui ist, soll als Fotografie pfui sein? Für Balthus spricht: Heuchelei war sein Talent nicht.

«Balthus – Cats and Girls»: Gagosian Gallery, 4, rue de Ponthieu, Paris-8^e, bis 28. Februar

«Die Leinwand auf den Kopf stellen»

Die Filmwelt feiert ihn als Genie, viele seiner Werke sind schon jetzt Kinogeschichte. Paul Thomas Anderson ist einer der wichtigsten Regisseure seiner Generation. Hier spricht er über Vorbilder, Irrwege und Pornos als Inspirationsquelle. *Von Claas Relotius*

Normalerweise führt Paul Thomas Anderson bei seinen Werken nicht nur Regie, er verfasst auch die Drehbücher. Für seinen neuen Film «Inherent Vice», basierend auf dem gleichnamigen Roman von Thomas Pynchon, machte er eine Ausnahme und adaptierte einen literarischen Stoff, den viele in Hollywood für unverfilmbar hielten. Es ist die Geschichte eines kiffenden Privatdetektivs, wahrlich rauschhaft gespielt von Joaquin Phoenix, der sich im Los Angeles der siebziger Jahre auf die abenteuerliche Suche nach einem Immobilienhai sowie der verflochtenen Liebe zu seiner Ex-Freundin begibt. Angelehnt an Klassiker wie «The Big Lebowski» von den Coen-Brüdern und Robert Altmans «The Long Goodbye», ist es vielleicht Andersons humorvollster Film. An einem Januarabend in Paris, kurz nach der europäischen Premiere, wartet der 44-jährige Kalifornier so unauffällig in der Lobby eines Hotels an den Champs-Élysées, dass man ihn beinahe übersehen könnte. Er trägt einen Dreitagebart, ein ungebügeltes Hemd und ein etwas zu kurzes Jackett. Viele US-Magazine bezeichnen Anderson als den derzeit besten Filmemacher der Welt. Im Interview gibt er sich als bodenständigen Künstler ohne Allüren.

Mr Anderson, «Inherent Vice» spielt im Jahr 1970, im selben Jahr, in dem Sie geboren wurden. Woher stammt Ihr Gefühl für diese Zeit?

Vor allem von meinen Eltern. In meiner Kindheit wurde streng darauf bestanden, dass sich die ganze Familie jeden Abend an den Tisch setzt und gemeinsam isst. Während des Essens haben mein Vater und meine Mutter so gut wie immer über gesellschaftliche Ereignisse gesprochen, über die Politik von Reagan genauso wie über den Siegeszug des Kokains, es gab keine Tabus. Natürlich habe ich als Junge nicht alles verstanden, aber je älter ich wurde, desto besser konnte ich mir ausmalen, warum das Jahr meiner Geburt für viele Amerikaner einen gewaltigen Bruch markierte.

Mit der Reagan-Ära, dem Ende der Hippie-Bewegung und den Morden der Manson-«Family» war damals in den USA eine diffuse Paranoia eingekehrt, von der auch Ihr Film erzählt.

Kennedy durch Reagan zu ersetzen, war ein heftiger Einschnitt. Vieles aus den Sechzigern wurde zu Beginn der Siebziger ins

Gegenteil verkehrt: Bürgerbewegungen und politischer Aktivismus wurden durch staatliche Repression ausgemerzt. Die wieder aufgekommene Naturverbundenheit wurde industrialisiert. Sogar die Drogenkultur ging den Bach hinunter. Plötzlich waren da nicht mehr kiffende Hippies, sondern skrupellose Kartelle, die anfangen, weissen Stoff aus Mexiko zu importieren.

Thomas Pynchon, der die Romanvorlage zu Ihrem Film schrieb, bezeichnet die Sechziger als Jahrzehnt der Erleuchtung, für das in den Siebzigern der Preis gezahlt wurde.

Es muss sich angefühlt haben wie bei einem gewaltigen Kater, dabei war es nur eine Phase des Umbruchs. Der Film soll keine Erklärungen liefern. Er ist nur so etwas wie die Blaupause einer Zeit, in der viele Leute durchgedreht sind.

«Terminator 2» war in meinen Augen ein fantastischer Film.»

Sie sind in dieser Zeit geboren und in San Fernando Valley aufgewachsen, am Fusse der Hollywood Hills also. Wie alt waren Sie, als Sie Ihre erste Kamera in die Hand bekamen?

Ich war elf oder zwölf. Mein Vater kam eines Abends nach Hause und hatte dieses funkelnde Gerät in der Hand. Ich habe es natürlich sofort in Beschlag genommen. Im Valley aufzuwachsen, bedeutet aber nicht, dass man zwangsläufig diesen Weg einschlagen und ein Filmfreak werden muss. Meine drei Geschwister sind alle Musiker geworden und interessieren sich überhaupt nicht für das, was ich mache.

Ihre Familie hatte zumindest einen Bezug zum Filmgeschäft. Ihr Vater Ernie arbeitete als Synchronsprecher.

Nicht nur das, er war auch ein ziemlich bekannter Ansager beim Fernsehen. Bei ABC TV war er den in Sechzigern berühmt geworden mit dem wöchentlichen Jingle «On the Looove Boat...». Ich bin als Junge oft mit ihm mitgegangen, habe ihm beim Aufnehmen zugesehen und mit grossen Augen die Technik bestaunt. Vielleicht waren das meine ersten Schritte in diese Welt.

Das Motiv des väterlichen Mentors durchzieht Ihre Filme mehr als deutlich. Hat Ihr Vater Sie darin unterstützt, Regisseur zu werden?

Mein Vater war deutlich älter als ich, er war schon 47, als ich geboren wurde. Er hatte als junger Mann im Zweiten Weltkrieg kämpfen müssen; ich lief im gleichen Alter mit einer Videokamera durch die Gegend und wollte Filme drehen. Für einen Mann wie ihn war das nicht einfach zu verstehen, aber er war ein offener Mensch und hat nie versucht, mir etwas auszureden. Als ich ihm eines Tages am Telefon erzählte, dass ich auf die Filmakademie gehen wolle, sagte er nur: «Mach, was du willst, Junge, aber geh aus der Leitung, sonst wird die Rechnung zu teuer!» Das war sein trockener Humor, und das war auch seine Art, mich zu unterstützen.

Sie beschreiben ein harmonisches Verhältnis. In Ihrem Werk schneiden die Väter aber immer als herrschsüchtige, kaltherzige oder zumindest eigensinnige Figuren ab.

Das hat nichts mit meinem eigenen Vater zu tun, ich hatte wirklich eine tolle Kindheit. Ein tyrannischer Mentor liefert eben häufig Stoff für spannende Konflikte und Erzählungen.

Sie sind für das Filmstudium nach New York gegangen. Allerdings nur für zwei Tage, dann haben Sie das Studium geschmissen. Was ist dort schiefgelaufen?

Kurz gesagt: einfach alles. Einerseits kam ich mir unterfordert vor, da die anderen Studenten Filme nicht kannten, die ich schon mit zwölf gesehen hatte. Andererseits war mir vieles zu blasiert und abgehoben. Ich bin damals in den Hörsaal gekommen und habe einen Drehbuchdozenten sagen gehört, dass jeder Student, der vorhabe, einen Film wie «Terminator 2» zu schreiben, gleich wieder gehen könne. Ich habe das sehr wörtlich genommen, denn «Terminator 2» war in meinen Augen ein fantastischer Film. Das einzig Gute an Filmhochschulen ist, dass man sein Geld zurückbekommt, wenn man schnell genug wieder aussteigt.

Stört es Sie heute, wenn Fans und Kritiker Ihre Filme intellektualisieren?

Es amüsiert mich häufig.

Wann zum Beispiel?

Als «There Will Be Blood» ins Kino kam, haben sich Kritiker monatelang darin überboten, den Film als Parabel auf alles Mögliche zu betrachten. Am Ende wurde mir unterstellt, ich wolle den Kapitalismus gegen die Religion ausspielen oder umgekehrt, dabei war es einfach nur eine Geschichte über einen ehrgeizigen Öl-Tycoon, der sich zur Grün-



«Junge, du hast schon den grössten Spezialeffekt, den es gibt – du hast Daniel Day-Lewis!»: Regisseur Anderson.

derzeit mit einem fanatischen Prediger bekriegt. Für mich also in erster Linie ein klassischer Kampf, Mann gegen Mann. Dass auch viele Metaphern dahinterstehen, ist mir klar, aber manchmal habe ich das Gefühl, Kritiker suchen so sehr nach Verweisen, dass sie das Gefühl für eine Geschichte aus den Augen verlieren. Dabei sollen meine Filme unterhalten und keine Hausaufgaben sein.

Quentin Tarantino, mit dem Sie eng befreundet sind, sagt, dass er Ihre Film liebt, aber auch, dass er sich diese immer erst drei- oder viermal ansehen muss, um ein Gefühl dafür zu bekommen.

Das geht mir ähnlich. (*Lacht*)

Verstehen Sie das als Kompliment?

(*Überlegt lange*) Das ist eine schwierige Frage. Ich glaube, ja. Bei Musikplatten, die mir am meisten bedeuten, ist es mir häufig ähnlich ergangen. Sie haben ihre Kraft erst mit der Zeit entwickelt, und ich kann sie heute immer noch hören. Trotzdem hätte ich es als Regisseur natürlich gerne, dass mein Film den Zuschauer und vor allem Quentin sofort aus dem Sessel haut.

Tarantino sagt auch, dass das Niveau seiner Filme essenziell von Ihnen und Ihrer Arbeit abhängt.

Was soll das heissen?

Dass sein Film «Inglourious Basterds» nicht der gleiche geworden wäre, wenn Sie nicht «There Will Be Blood» vorgelegt hätten.

Das hat er nicht wirklich gesagt?

Doch, erst kürzlich.

Er ist ein Spinner. Ich wehre mich nicht gegen solche Komplimente, aber es ist klar, dass Quentin meine Arbeit nicht nötig hat. Ich kenne keinen anderen Regisseur, der so viel Inspiration aus sich selbst schöpft.

Wo nehmen Sie Ihre Inspirationen her?

Hin und wieder stolpere ich über etwas, was mir dann nicht mehr aus dem Kopf geht. Das können Bücher wie die von Salinger sein oder Songzeilen der Beach Boys und manchmal sogar Pornos.

Was inspiriert Sie an Pornos?

Ach, das ist lange her. Ich war, glaube ich, erst zehn, als ich die Pornos meines Vaters entdeckt hatte. Das waren keine Hefte, sondern Videokassetten, die er in seinem Arbeitsschrank versteckte. Auf einem Band stand «Misty Beethoven», ein genialer Name oder? Jedenfalls habe ich mir diese Streifen als interessierter Junge selbstverständlich sehr genau angeguckt, und in diesem Film ging es um ein dralles Mädchen mit blonden Locken, das auf Rollschuhen durch eine Vorstadtsiedlung fuhr, um verheiratete Männer zu beglücken. Das muss mich ziemlich traumatisiert und beeindruckt haben, denn fünfzehn Jahre später wurde diese Figur zur

Vorlage für Heather Grahams Rolle als Rollergirl in «Boogie Nights».

Einer Ihrer ersten Kurzfilme, «The Dirk Diggler Story», handelt vom Aufstieg und Fall eines Pornodarstellers. Hatten Sie diese Idee auch dem Fundus Ihres Vaters zu verdanken?

(*Lacht*) Meine Vater besass wirklich eine vielseitige Auswahl. Mehr will ich dazu nicht sagen.

Ähnlich wie bei Tarantinos «Pulp Fiction» ist «Inherent Vice» wie ein rastloser Trip, in dem man ständig nach Orientierung sucht. Ist es Ihnen lieber, dass der Zuschauer für zwanzig Minuten nicht folgen kann, als dass er Ihrer Geschichte auch nur zehn Sekunden voraus ist?

Das ist immer ein riskantes Spiel, aber im Zweifelsfall wäre mir Letzteres lieber, übrigens auch dann, wenn ich selbst Zuschauer bin. Ich kann ruhig mal den Faden verlieren, aber sobald ich im Kino das Gefühl habe, da baut jemand mühsam etwas auf, was ich schon lange vorher ahne, steige ich sofort aus. Man darf den Leuten schon etwas zumuten. Bei Detektivfilmen gibt es eigentlich sowieso nur eine goldene Regel: Der Protagonist sollte mindestens alle fünf Minuten in einem Auto mit offenen Fenstern durch die Stadt fahren und mit einer hübschen Frau flirten.

Sie sind in Los Angeles aufgewachsen, leben noch heute dort, und auch Ihre Filme spielen fast immer in dieser Stadt. Es fällt auf, dass darin nie der Strand zu sehen ist, auch in «Inherent Vice» taucht das Meer nur ganz am Anfang und ganz am Ende am Horizont auf. Gibt es einen Grund dafür?

William Faulkner hat mal geschrieben, dass man die Menschen in zwei Gruppen aufteilen kann: Die einen lieben das Meer, die ande-

Paul Thomas Anderson

Der Filmregisseur wurde 1970 in Studio City, Kalifornien, geboren. Er wuchs in San Fernando Valley, einem Stadtteil von Los Angeles, auf und übernahm schon als Jugendlicher Aushilfsjobs beim Fernsehen. Anderson studierte englische Literatur am Emerson College in Boston und schrieb mit Anfang zwanzig eigene Drehbücher. Nach seinem ersten Kinofilm, «Last Exit Reno», (1996) gelang ihm der Durchbruch in Hollywood mit «Boogie Nights» (1997), einer Oscar-prämierten Erzählung über die Pornobranche der späten siebziger Jahre. Zu seinen weiteren Werken zählen «Magnolia» (1999) und «The Master» (2012). Das Gründerzeit-Epos «There Will Be Blood» (2007) gilt als einer der besten Filme der Kinogeschichte. Anderson ist verheiratet und lebt mit seiner Frau und seinen drei Kindern noch heute in seinem Heimatort San Fernando Valley.

ren meiden es. Ich gehöre wohl zu Letzteren. Ich war in meinem ganzen Leben keine zehn Mal am Venice Beach, obwohl es von unserer Haustür bis zum Strand keine 25 Minuten mit dem Auto sind. Es gibt Leute, die am Meer leben und unruhig werden, sobald sie sich dem Lärm und der Hektik der Stadt nähern. Bei mir ist es genau umgekehrt, deshalb achte ich beim Drehbuchschrreiben sehr genau darauf, nicht aus Versehen eine Surfergeschichte zu schreiben.

Es heisst, Ihnen wäre die Handlung eines Films nicht so wichtig. Das klingt ziemlich kokett, da Ihre Filme immer grosse, vielschichtige Erzählungen sind und Sie dazu auch noch die Drehbücher selbst schreiben.

Für mich ist das kein Widerspruch. Natürlich lege ich beim Schreiben Wert auf eine kohärente Erzählung, auf eine kluge Geschichte, aber am Ende des Tages ist das nicht entscheidend. Wenn ich mir die Filme anderer Leute anschau, habe ich die genaue Handlung meist schon am nächsten Morgen wieder vergessen. Woran ich mich dann noch erinnere, ist das Gefühl dabei, oder es sind bestimmte Bilder, die sich dann in meinen Kopf gefräst haben. Hitchcock hat diese Haltung mal sehr humorvoll in «Der unsichtbare Dritte» zum Ausdruck gebracht: Die komplizierte Handlung des Films wird da ausgerechnet in einer Szene am Flughafen aufgelöst, während der Lärm der Maschinen jeden zweiten Satz überdeckt. Es ist, als würde Hitchcock sagen: «Vergesst die Handlung, Leute. Darauf kommt es nicht an.»

Haben Sie sich das Filmemachen selbst beigebracht, nachdem Sie das Studium an der Filmakademie geschmissen hatten?





Oscarnomination mit 26: «Boogie Nights».



Eigener Stil: «Magnolia».



Vielleicht sein humorvollster Film: «Inherent Vice».

Ja und nein. Ich war auf keiner Schule, aber natürlich hatte ich viele gute Lehrer – sie wussten nur nichts von mir. Meine Bildung in Sachen Film bestand in erster Linie darin, herauszufinden, welche Filme meine Vorbilder mögen, und mir diese dann anzusehen.

An wem haben Sie sich orientiert?

Ich bin mit «Der Weisse Hai» und «Rocky» gross geworden. Als ich als Teenager dabei war, einen eigenen Geschmack zu entwickeln, haben mich vor allem die Filme von Martin Scorsese, John Ford und Max Ophüls begeistert. Mein grösstes Vorbild war Robert Altman. «The Long Goodbye» habe ich mindestens drei Dutzend Mal gesehen und mir dazu wieder und wieder den Audiokommentar des Regisseurs angehört. Das klingt ein bisschen autistisch, ich weiss, aber es hat locker zehn bis zwanzig Jahre Filmakademie ersetzt. Solche Schulen zu besuchen, ist wirklich Zeitverschwendung. Alles, was man zum Filmemachen wissen muss, ist irgendwo da draussen, man muss es nur suchen. Im Hörsaal lernt man vielleicht, formal korrekt zu sein, aber etwas wirklich Neues zu schaffen, die Leinwand auf den Kopf zu stellen – das lernt man dort nicht.

Sie waren gerade mal 26, als Sie mit «Boogie Nights» Ihren ersten Oscar-nominierten Film abgeliefert haben. Schon damals drehten Sie mit arrivierten Schauspielern wie Burt Reynolds oder Julianne Moore. Wie haben Sie sich da behauptet?

Ich war wirklich der jüngste Kerl am ganzen Set und zugleich derjenige, der die grösste Verantwortung trug. Am Anfang war ich euphorisch, es war ja erst mein zweiter grosser Film, und ich dachte, das werde schon alles klappen. Dann habe ich aber schnell gemerkt, dass überall Fallstricke lauern und ich mir erst mal Respekt verschaffen muss. Das ging nur, indem ich vor jeder Szene meine Vorstellungen bis ins Detail erklärt habe. Burt Reynolds hat mich dabei manchmal angesehen, als würde er mir lieber eine reinhauen, als zuzuhören. Ich konnte ihn verstehen. Ich hasse es bis heute, Schauspielern zu sagen, was sie machen sollen.

Weshalb?

Das Schlimmste, was bei einem Dreh passieren kann, ist, dass irgendein Regieassistent ruft: «Absolute Ruhe bitte, jetzt kommt eine sehr emotionale Szene!» So etwas ist totaler Mist. Ich weiss, viele grosse Regisseure arbeiten so und tragen diesen Perfektionismus vor sich her, aber ich kann damit nichts anfangen.

Das heisst, Sie überlassen es den Darstellern, was sie aus Ihrem Drehbuch machen?

Manchmal muss man die Dinge einfach geschehen lassen. Manchmal geht es gar nicht anders. Ich habe jetzt zum zweiten Mal nacheinander mit Joaquin Phoenix gedreht. Er ist ein Typ, dem ich überhaupt nichts vorgeben kann, weil er sich komplett abschottet und einfach seinem Instinkt vertraut. Als Regisseur bleibt einem nichts anderes übrig, als so einem Darsteller zu folgen.

«Burt Reynolds hat mich angesehen, als würde er mir lieber eine reinhauen, als zuzuhören.»

Sie haben mehrfach mit den grössten Schauspielern der vergangenen zehn Jahre zusammengearbeitet. Daniel Day-Lewis, Philip Seymour Hoffman, Joaquin Phoenix. Sparen Sie lieber an der Technik, um dafür ideale Darsteller zu bekommen?

Dazu gibt es eine schöne Geschichte: Als wir «There Will Be Blood» drehten, bin ich einmal zu unserem Produzenten gegangen, um ihn zu bitten, das Budget zu erhöhen, damit wir für eine bestimmte Szene mit Spezialeffekten arbeiten könnten. Der Produzent hat mich sofort wieder weggeschickt, er sagte: «Junge, du hast schon den grössten Spezialeffekt, den es gibt – du hast Daniel Day-Lewis!» Was soll ich sagen? Er hatte recht. Als ich daraufhin wieder zum Set zurückging, sah ich Daniel mit grimmigem Gesicht unsere Assistenten beschimpfen. Er ist eigentlich der stillste, besonnenste und höflichste Mensch, den ich kenne, aber er blieb in jeder Drehpause in seiner Rolle als wütender, tyrannischer Öl-Tycoon. Solche Schauspieler sind Naturgewalten und durch nichts zu ersetzen.

Sie haben nach Ihrem abgebrochenen Filmstudium noch zwei Semester englische Lite-

ratur am berühmten Emerson College in Boston studiert. Wollten Sie eigentlich immer Regisseur werden, oder hätte es auch in eine andere Richtung gehen können?

Filme zu machen, hatte ich immer ziemlich klar vor Augen, aber es gab auch vieles, was mich darüber hinaus interessiert hat, und dazu gehörte vor allem Literatur. Heute helfen mir diese zwei Semester beim Drehbuchschreiben.

Ist das Schreiben, noch mehr als das Filmemachen, in Ihren Augen etwas, was man sich nicht selbst beibringen kann?

Doch, viel eher sogar, weil es viel weniger Regeln gibt. Der Grund, trotzdem Literatur zu studieren, hing vor allem mit den Lehrern zusammen.

Einer Ihrer Lehrer in Boston war der mittlerweile nicht mehr lebende Schriftsteller David Foster Wallace.

Die Leute, die auf den Filmakademien über das Filmemachen dozieren, sind häufig auch diejenigen, die selbst nie etwas zustande gebracht haben, was mich irgendwie überrascht oder bewegt hätte. Im Literaturstudium hatte ich Glück, weil Foster Wallace ein absoluter Querdenker war, den ich aufrichtig bewunderte. Er war ein echter Typ und ein Genie, obwohl ihn damals, Anfang der Neunziger, noch kaum ein Mensch kannte.

Wie hat er Sie als Lehrer begeistert?

Indem er mich ermutigt hat, anders zu sein. Er hat gesagt, es sei keine Schande, Faulkner, Fitzgerald oder Capote zu lieben, aber den Teufel solle man genau so schreiben. Ausserdem begegnete er einem immer auf Augenhöhe und gab jedem seine Telefonnummer. Ich habe ihn einmal mitten in der Nacht angerufen, um ihm von einer Idee zu erzählen. Er hat zugehört, als würde er sich wirklich für mich verantwortlich fühlen.

Jahre später sollte Foster Wallace Ihr Drehbuch zu «Boogie Nights» als genau die Geschichte bezeichnen, die er immer gerne geschrieben hätte.

Ja, ein Ritterschlag. Allerdings hat er meinen nächsten Film, «Magnolia», im Gegenzug dann präventiös und hohl genannt. Zum Glück hatte ich da schon meinen eigenen Stil entwickelt.

Bestseller

Belletristik

- 1 (2) **Ian McEwan:** Kindeswohl (*Diogenes*)
- 2 (1) **Michel Houellebecq:** Unterwerfung (*Dumont*)
- 3 (3) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 4 (4) **Kazuaki Takano:** Extinction (*Bertelsmann*)
- 5 (5) **Paulo Coelho:** Untreue (*Diogenes*)
- 6 (6) **Tana French:** Geheimer Ort (*Fischer Scherz*)
- 7 (9) **Guillaume Musso:** Vielleicht morgen (*Pendo*)
- 8 (10) **Lukas Bärfuss:** Koala (*Wallstein*)
- 9 (7) **Sebastian Fitzek:** Passagier 23 (*Droemer, Knaur*)
- 10 (–) **Sibylle Berg:** Der Tag, als meine Frau einen Mann fand (*Hanser*)

Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (2) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)
- 3 (3) **Pascal Voggenhuber:** Zünde dein inneres Licht an (*Giger*)
- 4 (4) **Martin Werlen:** Heute im Blick (*Herder*)
- 5 (7) **Attila Hildmann:** Vegan to Go (*Becker Joest Volk*)
- 6 (5) **Guinness World Records 2015** (*Hoffmann und Campe*)
- 7 (6) **Hape Kerkeling:** Der Junge muss an die frische Luft (*Piper*)
- 8 (–) **Mohamedou Ould Slahi:** Das Guantanamo-Tagebuch (*Tropen bei Klett-Cotta*)
- 9 (–) **David Föh:** Stressfrei abnehmen (*Beobachter*)
- 10 (8) **Karoline Arn:** Elisabeth de Meuron von Tschärner (1882–1980) (*Zytglogge*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Brecht

Es klingt wie eine abgesprochene Marketingaktion. Die Erben des Dramatikers Bertolt Brecht haben die Aufführung einer «Baal»-Inszenierung von Frank Castorf per einstweilige Verfügung untersagt, da der Regisseur das Stück zu sehr verändert habe. Umgehend standen sämtliche Theaterkritiker dem Regisseur bei und stellten ihn und das Theater als Opfer rückwärtsgewandter Erben dar. Der Opferstatus kommt in unserer Zeit bekanntlich einem Ritterschlag gleich, entsprechend wurde die Inszenierung sogleich an das Berliner Theatertreffen eingeladen, was die grösste Auszeichnung in der deutschsprachigen Theaterlandschaft bedeutet. Wahrscheinlich wollte die Jury «ein Zeichen setzen». So einfach geht das. (rb)

Krimi

Falsche Fährten

Die Kriminalschriftstellerin Agatha Christie liess ihre Bösewichte tanzen wie eine Puppenspielerin. Auch mit den Opfern hatte sie keinerlei Mitleid. Von Rolf Hürzeler und Monique Baumann (Illustration)

Zwei Fingerzeige in einem Kapitel nur – sind sie wichtig oder nicht? Der lusche Alfred fällt durch einen «billigen Anzug» auf. Die Garderobe des frivolen Cedric ist dagegen «unansehnlich, bestand aber einst aus feinem Tuch mit gutem Schnitt». Der erfahrene Agatha-Christie-Leser weiss sogleich: Geld haben beide nötig, Cedric wie Alfred, wahrscheinlich kleben ihnen sogar Schulden am Hintern – immer ein gutes Motiv für einen kleinen Mord. Das bedeutet für die beiden Charaktere aber auch schlechte Karten bei der Polizei, die gerade Ermittlungen über das unschöne Ende einer Unbekannten in der Provinz führt.

Willkommen im Roman «16 Uhr 50 ab Paddington» von Agatha Christie (1890–1976), willkommen im Puppentheater der legendären Kriminalschriftstellerin. Sie verkaufte weltweit am meisten Bücher. Unter den mehr als sechzig veröffentlichten Romanen finden sich Perlen wie «Roger Ackroyd und sein Mörder», «Tod auf dem Nil» oder eben der «Paddington»-Krimi. Christie prägte das Bild der englischen Mittelklasse als einer leicht dekadenten Schicht, die sich verzweifelt gegen den materiellen Abstieg wehrt. Ihre Welt gerät deshalb immer wieder in Unordnung, Agatha Christie bringt die Dinge verdienstvollerweise ins Lot – meist mit Hilfe ihrer beiden Ermittler Miss Marple oder Hercule Poirot. Das Label Agatha Christie ist heute noch ein Geschäft, die amerikanische Unterhaltungsgruppe Acorn Media besitzt die Buchrechte und verwertet sie so erfolgreich wie Walt Disney die Micky Mäuse.

Eklat in Form eines Mordes

Christie lädt ihre Leserschaft mit jedem Roman zu einer kleinen Inszenierung ein. Die Autorin eröffnet die Vorstellung meist mit einer harmlosen Szene, streut in den weiteren Auftritten ihrer Figuren kleine Hinweise auf deren undurchsichtige Absichten ein, die der Leser enträtseln muss. Bald kommt es zum ersten Eklat in Form eines Mordes. In der Regel steht eine feste Anzahl unterschiedlicher Charaktere unter Verdacht, alle oder fast alle haben ein offenkundiges Motiv für den Mord; sei es Eifersucht, eine geheime Liebesaffäre oder am häufigsten eben Geldnot. Der erfahrene Christie-Leser sucht in solchen Konstellationen sogleich nach der harmlosesten Figur – sie ist mit ziemlicher Sicherheit am Schluss der Täter. Im «Paddington»-Roman, einem der besten Bücher mit der eigenwilligen Miss Marple als Ermittlerin, sind demnach weder Alfred noch Cedric Mörder. Der

halbseidene Alfred fällt sogar selbst einer wohl-dosierten Prise Arsen zum Opfer.

Das ist typisch für Christie: Sie lässt oft einen Widerling meucheln; der Leser soll mit den Opfern kein Mitleid haben. Geschieht ihm ganz recht, mag er sich denken. Das ist zwar kein lupenreines rechtsstaatliches Sühneverständnis, kommt aber dem weitverbreiteten Ruf nach «Rübe ab» entgegen. Christie war keine Freundin der politischen Korrektheit.

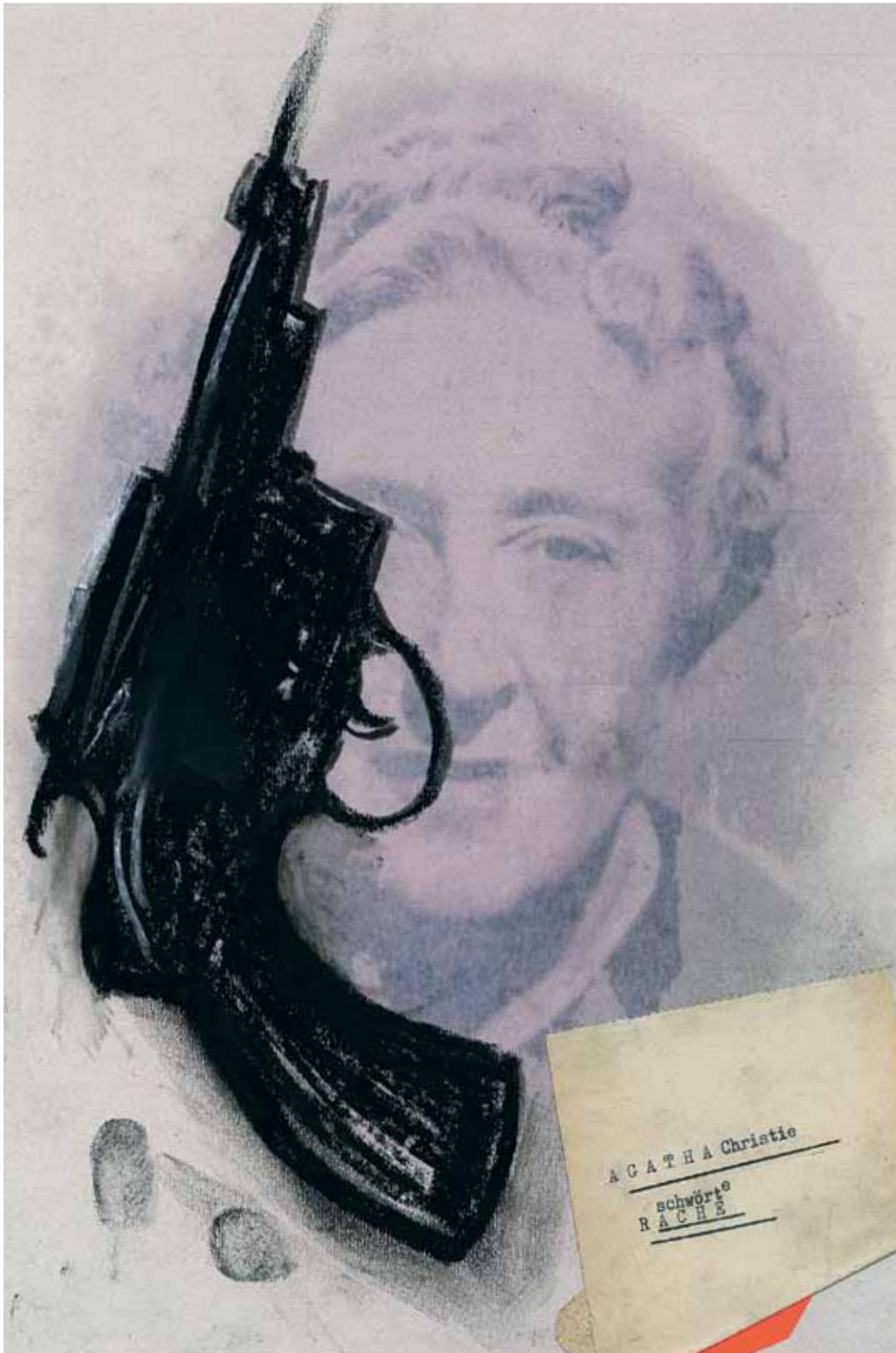
Christie wuchs in einem typischen spätviktorianischen Elternhaus der oberen Mittelklasse im südwestenglischen Badeort Torquay auf. Die Mutter kümmerte sich um den Haushalt, genauer um die paar Hausangestellten, die das Anwesen in Schuss hielten. Der Vater schätzte

Agatha Christie schwor Rache und machte sich gleich selbst zur Protagonistin eines Kriminalfalls.

sein Gläschen Claret im Klub und verbrachte deshalb am liebsten gleich den ganzen Tag dort. Die kleine Agatha war das jüngste von drei Kindern, die Mutter unterrichtete sie zu Hause. Das Mädchen fühlte sich in dieser Enge anscheinend oft einsam – Bücher waren ihre Rettung.

In jungen Jahren unternahm Agatha zwar erste Schreibversuche, wichtiger schien ihr indes ein Platz im sicheren Hafen der Ehe. Sie liess sich in etliche Beziehungen ein, verlobte sich einmal gar und entschied sich dann für einen Offizier, den schnittigen Archibald Christie. Auf einem Heimaturlaub von der Front in Frankreich heirateten sie wie so manches Paar damals schnell und unbedacht – der Verbindung war kein Glück beschieden. Dennoch war diese Zeit wichtig für Agatha Christie. Sie liess sich in einem Militärspital zur Apothekergehilfin ausbilden und lernte damit die Eigenschaften von Giften kennen, die dazu dienten, lästige Mitmenschen in eine bessere Welt zu befördern – möglichst ohne Spuren.

In den Zwanzigern verlangte Ehemann Archibald die Scheidung, weil er sich in eine jüngere verliebte. Agatha schwor Rache und machte sich gleich selbst zur Protagonistin eines Kriminalfalls. Sie liess ihren Wagen neben einem Teich in Südengland stehen, um einen Selbstmord oder gar einen Mord vorzutäuschen – und nahm inkognito ein Pensionszimmer im nordenglischen Harrogate. Agatha war damals bereits eine ziemlich bekannte, aber keine berühmte Schriftstellerin.



Keine Freundin der politischen Korrektheit: Krimiautorin Christie.

Die Polizei organisierte eine grossangelegte Fahndung mit enormem Medientamtam. Die Vermisste rätselte derweil zur Teestunde mit andern Pensionsgästen munter, was wohl mit der verschwundenen Krimischriftstellerin passiert sein mochte, ohne dass jemand sie erkannte. Erst nach zehn Tagen flog die Maske auf mit zweierlei Folgen für die junge Frau: Sie war nun zwar berühmt, aber ihren Mann war sie definitiv los.

Agatha Christie veröffentlichte in jener Zeit eine Reihe von Romanen. Der Einfluss des Viktorianers Wilkie Collins und von Arthur Conan

Doyles Sherlock Holmes war unverkennbar, etwa in Christies selbsterklärtem Genie Hercule Poirot und seinem zeitweiligen Handlanger Hastings, der immer etwas Mühe mit seinen grauen Zellen bekundete. Christie hasste Poirot, wie sie bekannte, denn sie hielt ihn für einen «bedingungslosen Egoisten», dessen Eitelkeit nicht zum englischen Understatement passte. Im Gegensatz zu Miss Marple, die ihrer Grossmutter nachempfunden war. Deren Lebenshaltung traf exakt die Weltsicht der Krimiautorin: «Sie erwartete von allen Menschen stets das Schlechteste – und lag jedes Mal richtig.»

1930 traf Christie auf einer Reise durch den Nahen Osten ihren zweiten Mann, den angesehenen Archäologen Max Mallowan. Damit hatte sie endlich ihr Lebensglück gefunden. Sie besuchte mit ihm zahlreiche Ausgrabungsstätten im Irak und in Syrien, bildete sich auf diesem Gebiet zu einer ausgewiesenen Expertin weiter. Die Reisen animierten sie zu den Romanen mit exotischem Palmenhintergrund wie «Mord in Mesopotamien» (1936) oder «Tod auf dem Nil» (1937).

Antisemitische Untertöne

Diese nahöstlichen Erfahrungen erweiterten ihren Horizont. Bis zur Begegnung mit ihrem zweiten Mann war sie dem damaligen Zeitgeist verpflichtet. Hinter ihren Spionagegeschichten in den zwanziger Jahren steckte fast immer der sowjetische Geheimdienst als dunkle Macht in Verbindung mit düsteren Gewerkschaftsgesellen. So ermittelte im nicht übersetzten Roman «Partners in Crime» ein Ehepaar mit den niedlichen Namen Tommy und Tuppence («Zweipennymünze») gegen den sowjetischen Geheimdienst. Die beiden hatten den Auftrag vom Secret Service nach einem «Brief mit russischer Marke und verschlüsselter Botschaft» Ausschau zu halten. Denn klandestine östliche Agenten sollten damals im Empire soziale Unrast schüren. Kleines Kuriosum: In einer Romanepisode dieses Buchs verschwindet ein wertvoller Diamant. Hauptverdächtiger ist ein «sozialistischer Schlawiner». Aber Christie widersteht der Versuchung, ihn der Tat zu überführen. Dafür erweist sich ein französisches Dienstmädchen als schuldig. Die Autorin misstraute den Franzosen noch mehr als den Sozialisten.

Stereotype durchziehen ihre frühen Bücher. Antisemitische Untertöne spielen mit, etwa wenn Poirot in «Dreizehn bei Tisch» vor einer jüdischen Schauspielerin warnt, der das «Geld zum Verhängnis werden kann und sie vom Pfad der Tugend abbringt». Episoden wie diese machten Agatha Christie in den letzten Jahren bei der amerikanischen Literaturkritik zusehends unpopulär. Auch Rassismus wird ihr immer wieder angekreidet, etwa wegen des Romans «Zehn kleine Negerlein», der heute unter dem Titel «Und dann gab's keines mehr» in den Regalen der Buchhandlungen steht. All das wird dieses Jahr wieder aufs Tapet kommen, wenn die Zeitungen Agatha Christies 125. Geburtstag feiern.

An ihrem späteren Werk, nach dem Zweiten Weltkrieg, gibt es nichts mehr zu monieren. Sie fühlte sich ihrer Leserschaft als Unterhalterin verpflichtet, so sehr, dass sie den vermaledeiten Poirot nicht sterben liess, wie das Conan Doyle mit Sherlock Holmes getan hatte. Da war Agatha Christie ganz die professionelle Puppenspielerin mit ihren einprägsamen Figuren, die sich ein Vergnügen daraus machte, ihre Leser immer wieder auf falsche Fährten zu führen.

Top 10

Knorrs Liste

1	Birdman	★★★★★
	Regie: Alejandro González Iñárritu	
2	Foxcatcher	★★★★☆
	Regie: Bennett Miller	
3	The Imitation Game	★★★★☆
	Regie: Morten Tyldum	
4	Baymax	★★★★☆
	Regie: Don Hall / Chris Williams	
5	Wild	★★★★☆
	Regie: Jean-Marc Vallée	
6	Wild Tales	★★★★☆
	Regie: Damián Sziffrón	
7	Paddington	★★★★☆
	Regie: Paul King	
8	Frau Müller muss weg	★★★★☆
	Regie: Sönke Wortmann	
9	Unbroken	★★★★☆
	Regie: Angelina Jolie	
10	The Theory of Everything	★★★★☆
	Regie: James Marsh	

Kinozuschauer

1 (1)	Honig im Kopf	26 218
	Regie: Til Schweiger	
2 (2)	The Imitation Game	17 085
	Regie: Morten Tyldum	
3 (3)	Baymax	9445
	Regie: Don Hall/Chris Williams	
4 (-)	Usfahrt Oerlike	8378
	Regie: Paul Riniker	
5 (-)	Mortdecai	8326
	Regie: David Koepf	
6 (4)	Taken 3	7937
	Regie: Olivier Megaton	
7 (-)	Birdman	6147
	Regie: Alejandro González Iñárritu	
8 (5)	The Best of Me	6112
	Regie: Michael Hoffman	
9 (-)	Fünf Freunde 4	5611
	Regie: Mike Marzuk	
10 (6)	Wild	5438
	Regie: Jean-Marc Vallée	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Lucy (Universal)
2 (-)	Gone Girl (Fox)
3 (2)	Sex Tape (Sony)
4 (4)	Guardians of the Galaxy (Disney)
5 (3)	Step Up – All In (Rainbow)
6 (6)	Monsieur Claude... (TBA)
7 (5)	Hercules (Rainbow)
8 (7)	The Expendables 3 (Impuls)
9 (9)	Die Eiskönigin (Disney)
10 (8)	Katakomben (Universal)

Quelle: Media Control



Provokant wie ein Nähkästchen: Seth Rogen und James Franco (v. r.) in «The Interview».

Kino

Bulldozer der Dämlichkeit

Das Affentheater um die angebliche Politsatire «The Interview» erhält die richtige Würdigung: Die Nominierung für die Goldene Himbeere als schlechtester Film des Jahres. *Von Wolfram Knorr*

Ächz. Was hat der Berg gekreisst, und was hat er endlich in die Welt gesetzt! Eine Maus, die piepst. Die Niederkunft war ein handfestes Erdbeben, ausgelöst durch eine Cyberattacke auf die Sony-Studios, mit Terrorrohungen und der Vermutung, dass Hacker aus Nordkorea die *bad guys* hinter dem Angriff auf die Meinungsfreiheit sind. US-Kinos weigerten sich, das Objekt der Boshaftigkeit zu spielen und machten daraus eins der totalen Begierde. Auf einmal war es in der nach oben offenen Richterskala auf Gedeih und Verderb mit der Vorstellung verbunden, es müsse sich um ein monumental mutiges Opus handeln! Dabei hätte man ahnen können, dass dem nicht so sein wird: Seth Rogen, ein Klamotten-Kräh-Kaspar, Spezialist für schmutzige Bölk-Spässe («Neighbors»), hat «The Interview» mit verbrochen.

Die Moderatorinnen der Golden-Globes-Zeremonie, Tina Fey und Amy Poehler, kommentierten sarkastisch den Rummel um «The Interview» mit der ätzenden, wahren Bemerkung: «Die Kommentare aus Nordkorea waren nicht die schlechtesten Kritiken!» Denn wer das Opus gesehen hat, kann nicht mehr für bare Münze nehmen, dass Nordkorea hinter der Cyberattacke gesteckt habe oder eine Gruppe von ehemaligen Sony-Mitarbeitern. Sinnvoll scheint eher der Verdacht, die eigene

PR-Abteilung habe aus ihrer Schwankfunzel ein Blendwerk machen wollen. Nur einem Stammtischgeklöne kann dieser Durchfall an Attentaten auf Diktator Kim Jong Un («Höhöhö!») entsprungen sein. Der Film geriet so provokant wie ein aufgeklapptes Nähkästchen. Trash-TV-Moderator Dave Skylark (James Franco) und sein Produzent Aaron Rapaport (Seth Rogen) betreiben eine erfolgreiche Tratsch-Show und möchten auch mal ernst genommen werden. Da kommt Hilfe aus Nordkorea. Der Führer Kim Jong Un ist zu einem Interview bereit, er ist ein Fan von Dave und seiner Sendung.

Halbwegs komischer Eminem

Davon erfährt natürlich auch die CIA und bittet die beiden TV-Gurken bei dieser Gelegenheit, den Diktator auch gleich zu vergiften. Der Plan scheitert erst einmal, weil sich Dave von Kim (Randall Park) einlullen lässt. Aaron durchschaut das falsche Spiel, die Offizierin Sook (Diana Bang) hilft ihm, es folgen Balleien, was das Zeug hält, bis eine Granate den Diktator zerreisst und den Hanseln die Flucht gelingt. Das Beste am Film findet in den ersten zwei, drei Minuten statt. Da sitzt Eminem in Daves Sendung und bekennt, schwul zu sein. Dazu blickt er stoisch in die Kamera. Das ist halbwegs komisch.

Danach wirkt die Handlung wie ein Bulldozer des Dämlichen, der Kalauer, Kack- und Rammelscherze, einen harmlos schnatternden Kim Jong Un und grimmige Uniform-Heinis zusammenschiebt. Dass sich das kommunistische Zentralkomitee von Pjöngjang über diesen Rumpelkram ärgerte, ist fast schon wieder verständlich. Auf jeden Fall ist es eine unbezahlbare Werbung. Seth Rogen, rollmopsig, und, zappelphilippartig, James Franco sind darob natürlich happy. Gleich in mehreren Kategorien ist «The Interview» für die Goldene Himbeere nominiert: schlechtesten Film, schlechtesten Hauptdarsteller. Ein Lichtblick. ★☆☆☆☆

Weitere Premieren

Jupiter Ascending — Die Wachowski-Geschwister («Matrix») wurden schon immer dank ihrer genial unverfrorenen Geistesgaunereien überschätzt. Ihr jüngstes Opus aber ist nun eine Quatschauflaufwucherung der besonderen Art. Seichte Wirrschädel in verkiffte-byzantinischen Karnevals-Outfits segeln durch galaktische Kitschdekors und beanspruchen alle ein Recht auf die schmollmäulige Jupiter (Mila Kunis). Weiss der Himmel, was die aliendoofen Schmarrköpfe an der finden. Am besten sind die zusammengequengelten Wimmerdialoge, die wie Fettagungen auf der Handlungsbrühe schwimmen und für unfreiwilligen Humor sorgen. ★☆☆☆☆



Galaktische Kitsch-Dekors: «Jupiter Ascending».

Fragen Sie Knorr

Was halten Sie eigentlich von John Wayne? Hat dieser Star heute noch eine Bedeutung? Oder gehört er zu einer Zeit, die unwiderruflich vorbei ist? J. K., Zürich



Kino ist das Einmachglas für Lebensgefühle: Wunsch und Wahn, Angst und Verdrängung schwimmen da im eigenen Saft – Fossilien des Massenunterbewusstseins in Essig oder Zuckersaft. Wer alte Filme ansieht, blickt in die Seele seiner Väter. John Wayne mit seiner King-Lear-haften Art war

Blackhat — Es lebe die Freundschaft zwischen China und den USA! Böse Hacker sabotieren übers Computersystem ein chinesisches Atomkraftwerk. Es droht ein Cyberkrieg. Der Computerexperte Chen (Leehom Wang) will nur gemeinsam mit seinem alten Ami-Freund Nicholas (Chris Hemsworth), einem Superhacker, den Fall klären. Der



Kurzweilig: «Blackhat».

hockt im Knast, darf aber raus und an Computern rumfummeln. Das ist zwar nicht recht nachvollziehbar, aber weil Michael Mann («Insider»), der wohl beste Stilist des Actionkinos, Regie führt, bleibt's recht stimmungsvoll und kurzweilig. ★★☆☆☆

Usfahrt Oerlike — Gerade in Solothurn mit dem Publikumspreis ausgezeichnet, erzählt der zweite Spielfilm von Paul Riniker, nach dem Bühnenstück «Exit» von Thomas Hostettler, die Geschichte einer alten Freundschaft und eines Falles von Sterbehilfe. Rinikers Film ist anrührend durch die Besetzung mit Jörg Schneider und Mathias Gnädinger. Hans (J. Schneider) ist Witwer, muss seinen geliebten Hund einschläfern lassen, soll ins Altersheim und verspürt keine rechte Lust mehr am Leben. So bittet er Freund Willi (M. Gnädinger) um Hilfe. Das ist dank der beiden sehr liebevoll, aber zugleich auch arg handlungsarm und ohne wirklichen Konflikt, den eine solche Sterbehilfe-Aktion auslösen müsste. ★★☆☆☆

die unverstellteste Autoritätsfigur der Restaurationszeit. Es ist bezeichnend, dass er mit der 68er Bewegung (jener Revolte gegen die Väter) an Ansehen verlor und New Hollywood mit weniger gefestigten, «sensiblen» Typen wie Steve McQueen («Bullitt»), Ryan O'Neal («Love Story»), Dennis Hopper («Easy Rider»), Dustin Hoffman («Midnight Cowboy») et cetera überzeugte. John Wayne war (und ist) eine epochale Figur, aber eben das Produkt einer vergangenen Ära.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Sanremo ohne Worte

Von Peter Rüedi

Das Duo ist eine strenge Disziplin. Der nackte Dialog, bei dem sich beide Partner nicht verstecken können, ist die intimste Form der Kommunikation und die konzentrierteste. Das Duo der italienischen Pianistin Rita Marcotulli und ihres Landsmanns, des Akkordeonmeisters Luciano Biondini, freilich ist, von der sparsamen Besetzung einmal abgesehen, eine ausgesprochen opulente Angelegenheit. Eine Art italienische *tavolata*, bei der, von den ersten Antipasti bis zum letzten *digestivo*, keinerlei Rücksicht auf irgendwelche Diäten genommen wird. Die *liner notes* haben schon recht – das ist eine Musik voller Humor, Melancholie, Zärtlichkeit und Temperament. «Es mag ein Klischee sein, dass Sensibilität, Emotionalität und eine Leichtigkeit des Seins für typisch italienische Eigenschaften gehalten werden, aber wie «La Strada Invisibile» beweist, steckt in jedem Klischee ein Korn Wahrheit.» Marcotulli und Biondini kommen beide aus einer klassischen Ausbildung zum Jazz, und beide haben eine Vorliebe für Volksmusik und italienische *canzoni* und *cantautori*.

Tatsächlich ist es nur wenig übertrieben, in diesem Duo-Rezital, in dem ein Lied von Jimmy Webb so wenig fehlt wie eines von Joyce Moreno und, als eine Art Leitmelodie, Domenico Modugno's «Cosa sono le nuvole», eine Art Sanremo ohne Worte zu sehen. Technisch zu brillant allerdings, zu raffiniert in der Vermeidung von pleonastischen Effekten, die sich bei einer Kombination von Piano und Akkordeon leicht einstellen könnten, um auf einem Schlagerfestival bestehen zu können. Aber Gefühle werden hier keineswegs gescheut, stellenweise nicht einmal unverschämte Sentimentalitäten.

Wer solches grundsätzlich für des Teufels hält, sei gewarnt: Achtung, mehrheitsfähig! Der Bedauernswerte könnte gleich vom überwältigend rauschenden, funkelnden Eröffnungstück «Aritmia» mitgerissen werden, wider Willen, und sich bei weiteren Melomanien wie Marcotullis Titelsong, ihrem «L'amour en fuite» oder Biondinis finalem «Stagione» vermeintlich unter seinem Niveau amüsieren.



Rita Marcotulli & Luciano Biondini: La Strada Invisibile. ACT 9627-2

Solange der See zufriert

Die Polohelden der ersten Stunde haben sich in St. Moritz wieder zusammengetan. *Von Hildegard Schwaninger*



Geschwindigkeit, Schnee, Sonne: «Snow Polo» am letzten Wochenende in St. Moritz.

St. Moritz – «Top of the World», keine Frage! In Hochform präsentierte sich «Snow Polo» am letzten Wochenende. Das Poloturnier auf Schnee, von **Reto Gaudenzi** 1985 ins Leben gerufen, geriet in den letzten Jahren etwas ins Schleudern. Der frühere Mentor **Urs E. Schwarzenbach** («Dolder Grand») kündigte sein Engagement; einmal war der See nicht genug gefroren, um das Turnier abzuhalten; Tiefpunkt war, als der Aborigine **Reto Gaudenzi** (wurde hier geboren und war drei Jahre Direktor von «Badrutt's Palace»-Hotel) aus Frust über St. Moritz ein Polo on Snow in Klosters organisierte. Jetzt ist alles wieder gut. Die Polohelden der ersten Stunde (neben Gaudenzi Unternehmer **Piero Dillier**, Rechtsanwalt **Thomas Rinderknecht**, Architekt **Arnd Küchel** und **Werner Meier**, bekannt als «Taxi-Meier») haben sich wieder zusammengetan und neu organisiert. Zwar spielen sie längst nicht mehr, aber die neue Trägerschaft ist gesichert und das Polo St. Moritz gerettet.

Polo ist sexy. Sportliche Männer auf rasanten Pferden, archaische Schönheit pur! Die Geschwindigkeit, der Schnee, die Sonne, das Champagnerklima, die gutgelaunten Leute – sie machen das «Snow Polo» zu einem einzigartigen Fest der Lebensfreude. Gewonnen hat das Team von Cartier mit dem australischen Captain **Jonathan Munro Ford**. Die zwei Lokalmatadore **Cédric Schweri** und **Tutti** (so heisst er

für Freunde und im Polo, als Peach-Property-Unternehmer ist er Dr. Thomas) Wolfensberger, die einzigen Schweizer unter den Spielern, waren – obwohl vom Speaker heftig angefeuert – im Verliererteam **Trois Pommes**. Zweiter wurde das Team von BMW, Dritter das von «Badrutt's Palace». Wolfensbergers Frau **Nathalie** sass mit den beiden Töchtern auf der Tribüne, die Fünfjährige weinte, als der Papi verlor. Der Gastronom **Cédric Schweri** war allein da. Seine Gefährtin **Karin Lanz** blieb mit den beiden Söhnen in Argentinien. Vierhundert Kilometer südlich von Buenos Aires hat Schweri ein Hotel.



«Hausmannequin»: Designerin Litscher.

Wo das Geld regiert, sind die schönen Frauen nicht weit. Exquisite Beautys aus aller Welt waren da, es war das reinste Schaulaufen, eine

stahl der anderen die Show, die Konkurrenz war enorm. Ein Mann allein ist hier König. Sofern er ein offenes Portemonnaie hat.

Natürlich sah man auch am Polo 2015 die schauerlichen Gestalten, die man in St.-Moritz-Reportagen in Hochglanzmagazinen sieht – Botox-Gesichter in Protzpelzen mit juwelen-geschmückten Arthritis-Händen – und die den Ruf des Happy-Few-Paradieses schädigen. Man sah Pelze, die schon das erste Poloturnier vor dreissig Jahren erlebt haben dürften: bodenlang und potthässig. Aber man sah auch bezaubernde Pelzcreations; das Thermometer zeigte bis zu minus 18 Grad, da geht nix ohne Pelz. **Ginny Litscher**, die hübsche, in London lebende Schweizer Textildesignerin, hatte jede Stunde einen neuen an. Sie war als «Hausmannequin» engagiert von Slupinski. Das Düsseldorf-Pelzdesignerpaar **Peter** und **Inger Slupinski** ist seit Jahrzehnten Platzhirsch in St. Moritz. Jetzt haben sie ihr St. Moritzer Geschäft dem Zürcher Pelzhändler **Urs Walder** verkauft, dem in Zürich Wyssbrod an der Bahnhofstrasse gehört. Er bewirtete im VIP-Zelt (Champagner à discrétion und Büffet vom St. Moritzer Meisterkoch **Reto Mathis**) seine Kunden.

Die Polo-Gala am Samstagabend fand im «Palace»-Hotel statt. Der Ballroom – trotz 800 Franken Eintritt (Geld spielt hier keine Rolle – und auch die grösste) – knallvoll, man sass sehr eng. **Christa Rigozzis** Beine waren das Ereignis



Ereignis des Abends: Rigozzi, Gatte Marchese.

des Abends. Die Tessinerin moderierte mit funkelndem Charme und im goldenen Minikleid. Zum Tanz spielte **Pepe Lienhard** mit seiner Band. Unter den Musikern ein Gesicht, das man aus den Schlagzeilen kennt. **Billy Todzo**. Billy wer? Der Chauffeur von **Udo Jürgens**, der bei ihm war, als er in Gottlieben zusammenbrach. **Billy Todzo** (spielte jahrelang Perkussion) hatte ein Mikrofon in der Hand, strahlte und sang. Sehr fröhlich. Symbolisch, dass das Leben weitergeht, auch wenn Schwieriges passiert. Eine Parabel fürs «Snow Polo» in St. Moritz: Das wird es – die Schwierigkeiten sind *Tempi passati* – geben, solange der See zufriert.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Verbesserte Lebensqualität

Bisher war die Autorin Nina Engele, 28, auf erotische Literatur spezialisiert. Jetzt ist sie Ehefrau und findet gute Gründe, die für die Institution Ehe sprechen.



Romantik-Exzess: Autorin Engele.

Goldene Fessel: Die Ehe gibt der Liebe Rückendeckung und bedeutet auch ein Mehr an Verbindlichkeit. Die Heiratsgegner finden es lächerlich, dass Gesetzesartikel darüber entscheiden, was in der Beziehung geht und was nicht. Zum Beispiel, dass man füreinander einstehen muss oder sich der Gatte strafbar macht, wenn er mein hässliches Lieblingsgeschirr veräussern würde. Die Ehe verdient ihren Platz in unserem Leben natürlich vor allem aus anderen Gründen: Sie ist der Ruhepol unseres Privatlebens. Und: Es handelt sich bei einer Ehe um eine sich entwickelnde Geschichte. Die gemeinsame Zukunft, die irgendwann zu einer gemeinsamen Vergangenheit wird, hilft den Menschen, auch schlimmste Zeiten durchzustehen.

Moralapostel: Gerät die Liebe auf Abwege, kommt sie einem zwischendurch vielleicht sogar abhanden, sollte einen die Ehe daran erinnern, dass man mit dem Heiratsversprechen auch die Zusage gab, in solchen Krisenzeiten innezuhalten und sich bewusst daran zu erinnern, was man aneinander hat. Klinge ich wie ein Moralapostel? Vielleicht. Allerdings sagten viele Menschen, die ich zu diesem Thema befragte: «Es ist eine Erleichterung und Entlastung zu wissen, dass der andere nicht mehr so einfach die Koffer packen kann.» So gesehen

trägt die Ehe auch dazu bei, dass sich Männer und Frauen – zumindest vorübergehend – in der Beziehung sicherer fühlen.

Darum: Von den hohen Scheidungsraten will ich gar nicht sprechen. Dafür fand ich bei meinen Recherchen viele amüsante Gründe, warum die Menschen – abgesehen von der gegenseitigen Liebe – auch heiraten: weil Sex nicht mehr bloss Sex ist. Weil der Ex nicht heiraten wollte. Weil man all die schönen Kleider anprobieren kann und für hübsche Schuhe ein Vermögen ausgeben darf. Auch: weil man es besser machen will. Weil man bereit ist, Kompromisse einzugehen. Weil man gemeinsam schweigen kann. Weil die Ehe kompliziert und doch schön ist. Und ganz wichtig: weil man die Hochzeitsfeier so kitschig, romantisch und egozentrisch ausrichten kann, wie man will.

Pompöser Auftakt: In der heutigen Zeit mangelt es an opulenten Feierlichkeiten, und dieses Defizit kann durch eine entsprechende Hochzeit kompensiert werden. Schmetterlinge, Tauben, Blumenmädchen, Liebeserklärungen, Schleiertänze, Fotos mit Farbverläufen, kurz: All jene Dinge, die der coole und dem Minimalismus verpflichtete Zeitgenosse eigentlich verpönt, finden an diesem Tag einen Ausdruck, und das Schöne daran: Der Romantik-Exzess darf durch niemanden kritisiert werden. Die anderen müssen gute Miene zum bösen Spiel machen, und manche Frischverheirateten lachen sich wahrscheinlich genau darüber in der Hochzeitsnacht schlapp.

Gutes Leben: Die Pessimisten sagen, mit der Ehe sei das freie und unbeschwerte Leben zu Ende. Ich finde: Wer nicht heiratet, verpasst eine Menge Spass, darunter auch den feuchtfröhlichen Polterabend und die Hochzeitsnacht. Sich endgültig vom Singledasein zu verabschieden und für einen anderen Menschen Verantwortung zu übernehmen, empfinden die meisten Heiratswilligen übrigens als Chance auf ein besseres und gesünderes Leben.

Nina Engele: 111 Gründe, zu heiraten. Schwarzkopf & Schwarzkopf

Protokoll: Franziska K. Müller

Glückskekse

Von Andreas Thiel —
Beim Chinesen.



Susi: Ich liebe diese chinesischen Weisheiten. Hör mal: «Die ungenutzte Gegenwart ist die verpasste Zukunft einer verlorenen Vergangenheit.» Oder hier: «Die Hölle ist das regulierte Paradies.»

Sandy: Von wem ist das?

Susi: Konfuzius. Und was steht bei dir drin?

Sandy: Hm, in diesem steht: «Wenn dir einer was in die linke Hand drückt, dann halte auch die rechte hin.»

Susi: Von wem ist das?

Sandy: Von einem Alexis Zipras.

Sandy: Scheint mir kein besonders geglückter Glückskekse zu sein.

Susi: Vielleicht sind da auch Pechkekse darunter. In diesem steht: «Schafft die Polizei ab, ausgeraubt werden kommt günstiger.»

Sandy: Wer hat das gesagt?

Susi: Ein anonymen Automobilist.

Sandy: Oh, ich habe ebenfalls einen Pechkekse erwischt: «Wenn du in einer Sozialdemokratie reich werden willst, verkaufe Verbotsschilder.»

Susi: Der scheint vom selben Automobilisten zu stammen. Es hat aber auch Scherzkekse darunter: «Politiker lügen nicht.»

Sandy: Von wem?

Susi: Doris Leuthard.

Sandy: Und da sagt einer: «Witze sind Lunten, die zu Tischbomben führen.»

Susi: Wer sagt das?

Sandy: Ein gewisser Andreas Thiel.

Susi: Ui, das ist ein schöner Pechkekse: «Wer andere eine Grube gräbt, den lassen wir nicht fallen.»

Sandy: Von?

Susi: Ruedi Matter.

Sandy: Aber was ist das? «Der Krug, der zum Brunnen geht, ist unzerbrechlich.»

Susi: Von?

Sandy: Mario Draghi.

Susi: Dann ist es eine Glückshostie.

Sandy: Was ist das?

Susi: Ein unter Absingen von Psalmen gebackener Opferbatzen aus Sauerteig, der, zum Fleisch des Erlösers geworden und als Lamm verehrt, in einer Monstranz vor sich hergetragen wird.

Sandy: Ich finde die chinesischen Weisheiten irgendwie besser.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Pferde, Steckenpferde

Von Peter Rüedi



Dieser Wein ist, je nach Blickwinkel, ein Paradox oder eine Quadratur der Differenz. Gewachsen zum Teil in der Conca d'Oro von Panzano, also in der innersten Kammer im Herzen des klassischen Chianti, ist er eine Cuvée von Bordeaux-Sorten (hauptsächlich Cabernet Sauvignon), also so etwas wie ein Spagat zwischen Lokalem und Globalem. Der Inbegriff dessen, was Puristen als «Supertuscan» beargwöhnen. Der «Cavalli» des Betriebs mit dem hochklingenden Namen Tenuta degli Dei verheiratet ferner zwei Terroirs: den bröckeligen felsigen Galestroboden der genannten Lage in Panzano und den eher lehmhaltigen Boden der Rebberge auf den Hügeln südlich von Florenz, wo Roberto Cavalli, ein bekannter Modedesigner, seine Villa hat. So gesehen ist dieser Wein auch ein Joint Venture zwischen Vater und Sohn. In Panzano züchtet Tommaso Cavalli, nomen est omen, Trabrennpferde, im Weinbau ist er erst seit 2000, allerdings mit steigender Leidenschaft. Doch vergessen wir einmal die Fragen nach der *local correctness* bei der Bepflanzung heimischer Rebberge und andere Glaubensfragen: Was die Götter der nach ihnen benannten Tenuta im heissen Jahr 2011 aus dem «gemischten Satz» bescherten, ist ungewöhnlich gelungen. Eine ziemlich geballte Ladung, mit einem reichen Bouquet aus dunklen Früchten, mit Noten von Mokka, Schokolade, Rauch und Leder, mit viel Seidenglanz in den Tanninen und, natürlich, einigem (gut integrierten) Holz. Der «Cavalli» reifte achtzehn Monate in Barriques und zwölf weitere in der Flasche und ist für ein paar zusätzliche Jahre oder grosszügiges Dekantieren immer noch dankbar. Sehr würzig, ziemlich konzentriert, angenehm (auch im diskreten Widerstand); nicht unbedingt, was sich der Florenttrinker unter einem toskanischen Wein vorstellt, aber in sich stimmig, elegant, harmonisch und keineswegs zu opulent barock im Fleisch. Im Übrigen haben Vater und Sohn Cavalli allemal die Nase im Trend. So huldigen sie neuerdings auch mit einem Chianti Classico dem Genius Loci, einem hundertprozentigen Sangiovese. Wir bleiben dran.

Tenuta degli Dei: Cavalli 2011 Toscana IGT.
14%. Fr. 49.50. Schaller Vinarium. www.vinarium.ch

Weltstar aus Peru

Virgilio Martínez war zu Gast am St. Moritzer Gourmet-Festival und präsentierte eine faszinierend eigenständige Küche. Von David Schnapp



Zweifellos eine Herzensangelegenheit: Chefkoch Martínez.

Die unberechenbare Horde der *foodies*, der Leute, die sich auf allen Medienkanälen mit Essen beschäftigen, findet immer wieder neue Weltgegenden, die zum gerade gültigen Zentrum der Kulinarik erklärt werden. War es eben noch die Nordic Cuisine, welche die spanischen Avantgardisten abgelöst hatte, schweift der Blick nun nach Südamerika, wo die neuesten Küchenhelden gemacht werden. Wie der 46-jährige Brasilianer Alex Atala, der mit Bart und Tattoos und Ameisen als Würzzutat den Gestus des Rockstars pflegt. Oder der dezenter auftretende 37-jährige Peruaner Virgilio Martínez: ein freundlicher, gescheiter Mann, dessen Kochstil auf der geografischen Vielfalt seiner Heimat basiert.

Zauber durch Intelligenz

Martínez war vergangene Woche zu Gast am St. Moritz Gourmet-Festival, das aus Anlass von 150 Jahren Wintertourismus (die Briten haben's erfunden!) als «British Edition» ausgetragen wurde. Weil Martínez neben seinem Flaggschiff, dem «Central Restaurante» in Lima, auch in London ein Restaurant betreibt, erging an ihn eine Einladung in die Engadiner Berge.

Das Faszinierende an Peru sei für ihn als Koch, dass es sich vom Meer über den Amazonas-Urwald bis in die unwirtlichen Gegenden der Anden erstreckt. Und überall gebe es

besondere, einmalige Zutaten, die er in seiner Küche verwenden könne, sagt Martínez. Das Menü, das er mir – zu grossen Teilen persönlich – serviert, entfaltet seinen Zauber nach und nach durch die Intelligenz der Kompositionen, durch die geschmacklichen Feinheiten und die Produkte.

Leicht und fein säuerlich schmeckt der Ceviche-ähnlich zubereitete marinierte Wolfsbarsch mit Gemüsecreme, Gemüseasche und gelbem Pfeffer. Grandios in seiner raffinierten Einfachheit ist die Kombination aus einer lauwarmen Avocado an einer fruchtig-säuerlichen Tomatensauce mit Tomatenpulver und Andenkräutern, die in ein Knusperblättchen eingebacken und mit Quinoa gekocht sind. Martínez' Gerichte sind aromatisch subtile, ästhetisch kunstvoll präsentierte Objekte des Genusses, die durch präzise Massnahmen unverwechselbar werden. So wird etwa in Kakaoblättern getrocknetes, feingehobeltes Rinderherz über ultrakurz gebratenes Rinderfilet gegeben, um dem Fleisch eine geschmackvolle Salzigkeit zu verleihen. Die peruanische Küche ist Martínez zweifellos eine Herzensangelegenheit.

St. Moritz Gourmet Festival
Jährlich in der letzten Januarwoche
www.stmoritz-gourmetfestival.ch

Mehr über das diesjährige Festival auf www.dasfilet.ch



Auto

Im Winter, wenn es schneit

Weil die Natur unberechenbar ist, fahren wir in einem BMW X4 mit Allradantrieb ins Engadin. Von David Schnapp

Zu den letzten Abenteuern in einem wohl-organisierten, durchreglementierten Land kann eine Fahrt in die Berge gehören. Über einen der wenigen Pässe, die auch im Winter offen gehalten werden – den Julier: der schönste Weg ins Engadin. Trotz aufwendiger Räumungsmassnahmen kann es sein, dass die Natur blitzschnell zuschlägt. Auf über 2000 Meter über Meer ist etwa die Kombination aus Schneefall und starken Winden tückisch, die eben noch schwarzgeräumte Strasse ist auf einmal weiss und rutschig. Kurz: Es macht Sinn, den Weg nach St. Moritz, wo ich hinwollte (sie-

he auch nebenstehende Kolumne «Zu Tisch»), mit einem Allradfahrzeug zu bewältigen.

Ich fuhr einen BMW X4, die kleinere und optisch etwas mildere Variante des grossen X6, über den hier kürzlich berichtet wurde (*Weltwoche* Nr. 4/15). Der X4 ist gesellschaftlich weniger umstritten als ein X6 und durch seine geringere Grösse handlicher im Alltag. Der Form geschuldet ist der Nachteil eines weniger gut zugänglichen und fünfzig Liter kleineren Gepäckabteils im Vergleich zum X3, auf dem er basiert. Dafür sieht der X4 dynamischer aus als sein Schwestermodell und fährt sich auch so. Mit Dynamik hielt ich mich allerdings zurück: Prekäre Verhältnisse, wie gesagt, viel Verkehr und die zunehmende Gelassenheit als Ergebnis des Älterwerdens hielten mich davon ab, aus der Passüberquerung eine Fahrdynamikveranstaltung zu machen. Aber ich gebe zu: Es war eine bewusst gefällte Grundsatzentscheidung.

Belohnung am Berg

Der X4 mit dem feinen Reihen-Sechszylinder-Diesel mit doppelter Turboaufladung könnte aber, wenn man wollte, ziemlich flink um die

Ecke schiessen. Als xDrive35d leistet das coupé-hafte SUV 313 PS und entwickelt ein maximales Drehmoment von 630 Nm. In 5,2 Sekunden hat man souverän 100 km/h erreicht, das geht also schnell. Und mit dem optionalen M-Sportpaket wird die Dynamik des Fahrwerks weiter erhöht. Der Verbrauch pendelt sich schliesslich bei rund 8,5 Litern ein, was angesichts der Motorenleistung recht gut ist. Auch vergleichbare Hybridantriebe kommen etwa auf diesen Treibstoffverbrauch.

Dosiert man die Kraft am schneebedeckten Berg, belohnt einen der Allradantrieb mit beinahe stoischer Spurtreue und gibt dem Fahrer das gute Gefühl, nichts könne ihm etwas anhaben. Selbst wenn das nicht ganz stimmen sollte, gefiel mir die kurzweilige Illusion, Wind und Wetter hinter dem Lenkrad problemlos zu trotzen.

Immerhin: Ich kam problemlos im ebenso kalten wie zauberhaften Bergdorf von Welt-ruhm an, nachdem ich doch noch einen Kompaktwagen überholt hatte, der es für meine Begriffe etwas zu vorsichtig anging. Später, höre ich, wurden wegen des Windes und des Schnees Ketten vorgeschrieben, um den Pass zu überqueren. Ein Car sei sogar einige Zeit manövrierunfähig quer auf der Strasse gestanden, hiess es. Es ist aber nicht auszuschliessen, dass wir es selbst bei noch widrigeren Bedingungen ganz nach oben geschafft hätten.

BMW X4 xDrive 35d

Leistung: 313 PS, Hubraum: 2993 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 247 km/h
Preis: Fr. 79 200.–; Testwagen Fr. 102 550.–





«Billiger und jünger»: Modeunternehmerin Przetakiewicz (genannt Joanna).

MvH trifft

Joanna Przetakiewicz

Von Mark van Huisseling — Sie ist Firmengründerin, Modedesignerin, Anwältin und die Ex des reichsten Polen. Sie wohnt in St. Moritz.

Meine Leser haben wahrscheinlich noch nie von Ihnen gehört – stellen Sie sich vor, bitte.» – «Wissen Sie, ich bin Anwältin, Polin; ich lebe in Warschau, London, und mein Hauptwohnsitz ist St. Moritz. Und aus Liebe zur Mode, wegen meiner Gene und meines Bluts bin ich Modedesignerin und Modeliebhaberin. Ich wuchs auf in einem kommunistischen Land, deshalb mussten wir kreativer sein als andere, wir hatten ja nichts in Polen damals. Trotzdem, das hat mein Leben interessant gemacht: Die erste Hälfte verbrachte ich in einem kommunistischen Land und dann, nach 1989, in einem kapitalistischen Land, wo plötzlich alles anders war.» – «Was Sie bescheidenerweise nicht erwähnt haben: Sie sind eine Berühmtheit, in Polen. Weshalb?» – «Ich würd' nicht sagen, ich sei eine Berühmtheit, ein bisschen berühmt, vielleicht ...» – «Sie waren zum Beispiel auf dem Cover der polnischen *Gala* ...» – «Ja, weil ich *Project Runway* mache in mei-

nem Land, zusammen mit Anja Rubik. [Ein polnisches Model; *Project Runway* ist eine ursprünglich amerikanische Castingshow, in der es zur Hauptsache um Modedesign geht.] Mein Modelabel La Mania ist auch populär in Polen. Und auch wegen meines Ex-Partners, der ebenfalls sehr bekannt ist.»

Joanna Przetakiewicz ist Besitzerin und Kreativdirektorin von La Mania, einer polnischen Modemarke, deren Damenbekleidung zur Hälfte im Ausland verkauft wird, etwa bei Harrods oder Browns in London, Excelsior in Mailand sowie im World Wide Web (Preis der Kleider, die die Designerin als minimalistisch, modern und nie überdekoriert beschreibt: zirka 500 Euro); die vor viereinhalb Jahren gegründete Firma soll demnächst die Nutzschwelle erreichen. Bevor sie Modeunternehmerin wurde, gründete sie mit einer Zahnärztin eine der ersten privaten Praxen, in denen sich Polinnen und Polen ihre Staatsmedizin-gepflegten Zähne

reparieren, richten und reinigen lassen konnten. Sie kommt aus einer Oberklassefamilie, falls es so was gab im Sozialismus – ihr Vater und Verwandte waren Anwälte mit Verbindungen zu Stoff- respektive Modehändlern in Amerika und Schweden. Ihr erster Mann entwickelte nach dem Ende der Planwirtschaft Immobilien, mit ihm hat sie drei Söhne. Danach lebte sie mit Jan Kulczyk, dem angeblich reichsten Polen, einem Milliardär, in London sowie St. Moritz; er lässt am Suvretta-Hang zurzeit sein Chalet «Larix» umbauen – es soll schätzungsweise 150 Millionen Franken kosten und also das teuerste private Haus des Orts werden.

«Sind Sie als Unternehmerin/Designerin hier in Paris oder als Haute-Couture-Kundin?» (Das Gespräch fand statt im «Le Meurice», wo sie während der Modeschauen wohnt; zuvor war sie bei Chanel gewesen, «ein Traum, wie im Theater», doch dieses Jahr sei's hart gewesen, einen Platz zu bekommen.) «Ich bin keine Haute-Couture-Kundin, und es interessiert mich nicht, Haute Couture zu machen, 100 000-Euro-Kleider sind nicht mein Ziel. Ich bin als Designer hier und als eine, die grossen Anteil daran nimmt, was in der Welt der Mode passiert; ich bin etwa Gründungsmitglied des Fashion Trust des British Fashion Council [einer Institution des Mode-Branchenverbands] und Investor sowie Berater von Sandbridge Capital [einem amerikanischen Fonds, der sich an Modefirmen beteiligt].» – «Dürfen Sie sich von anderen Designern inspirieren lassen, wäre das nicht unoriginell?» – «Natürlich, es wäre dumm. Ein Designer, der bei *Project Runway* mitmachte, erzählte mir, er sehe sich 2000 Shows im Jahr an – seine Entwürfe waren die schwächsten, wir haben ihn rausgeworfen. Shows, Blogs, Instagram ... was es alles gibt, macht einen nicht kreativer.» – «Was macht einen denn kreativer?» – «Man muss die wichtigsten Shows sehen und Trends kennen, aber nicht kopieren, alle kochen nur mit Wasser. Ich kenne glücklicherweise Karl Lagerfeld, und wenn Journalisten Karl fragen, woher seine Inspiration komme, sagt er – was ich sehr interessant und weise finde –, er sehe sich als Wolkenkratzer voller Antennen, die in den Himmel ragen und alle Signale der ganzen Welt empfangen ... Es ist schwer zu sagen, aber meine Inspirationen kommen auch vom Beobachten der Welt, von Reisen, Ausstellungen, Treffen mit den einflussreichsten Leuten, vom Kino, Theater, von der Oper ... Es ist die nervtötendste Frage für einen Designer: Woher kam die Inspiration? Ist doch egal.» – «Was werden Sie als Nächstes tun?» – «Ähm, ich bin dran, eine zweite Linie [für ihre Marke] zu entwickeln – billiger und jünger.»

Ihr liebstes Restaurant: «Erstens *Prime 112* in Miami, für mich das beste Restaurant der Welt. Dann *Dracula* [in St. Moritz]; ich finde es den besten Nachtclub der Welt, nicht mal *The Box* in New York ist so grossartig.» «*Prime 112*», 112 Ocean Drive, Miami Beach, Tel. +1 305 532 81 12

1	2	3	4		5	6	7	8		9	10	11	12	13
14				15		16			17		18			
19														
20						21					22			
			23		24				25	26				
27		28						29				30		31
32					33	34		35				36	37	
				38				39			40			
41	42		43		44						45			
46				47				48						
49											50			
	51							52						

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Nobel sind solche dann ...

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Kein Pessimist, wer da schwarz sieht. 5 Eine CD oder so. 9 Text: religiös und erst noch poetisch. 14 So ein Typ - ist er wirklich einer? 16 Stelle einer stofflichen Verbindung. 18 Ein Gesicht in der Menge, das nur Kazan kennt. 19 Ein Eremit, der das Wasser mag. 20 Sie ist geeignet zum verweilen, sich langweilen oder weiterleiten. 21 Nur er stand vor dem Schah von Persien. 22 Orte für feuchtfröhliche Worte. 23 Der Alt-Bundesrat und er: Dahinter versteckt sich ein flämischer Dichter. 25 Der Artikel passt bestens zu ihr. 27 Irgendwohin schütten wäre ja auch eine Möglichkeit. 29 Kein Wasserfall, sondern ein Zufluss der Donau im Wesfall. 32 Rate, lautet die Aufforderung buchstäblich. 33 Lachen und Lächeln sind wie Tor und sie. 36 Europäischer Verwandter der NASA. 38 Das französische Magazin ist klar ihm zugedacht. 39 Traumhafter Traubensaft, der aus der Kälte kommt. 41 Dank ihm wirkt ihr Abendkleid nobler. 44 Viele Wege mit diesem Zug nach Rom. 45 Womit bestätigt ist, dass man das Gesagte bereits gesagt hat. 46 Schlicht ein Gefäss zum Ölen. 48 Die Grosse richtet sich immer wieder an die Regierung. 49 Nur menschlich, dass sie bei ihrem Auftritt oft für Aufsehen sorgt. 50 Zwei Drittel von 27 waagrecht. 51 Für Leseratten: rasender Jäger des weissen Wals. 52 Kapern: schmeckt nicht als Alternative.

Senkrecht — 1 Denken ist ihm fremd und keines trägt ein Hemd. 2 Natürlich, er trennt Kanada und die USA. 3 Künstlerischer Hans im Glück, was dieses Schweizer Erfolg betrifft. 4 Der Tätigkeitsbereich liegt im gleichen Bereich. 6 In Frankreichs Herzen: Fluss wie Département. 7 Geeigneter Ort für Liebhaber von Büffelmozzarella. 8 Bei Madame ist es immer so. 10 Südosteuropäer, Binnenstaatler, EU-Beitrittskandidaten. 11 Würfel nach altrömischer Manier. 12 Cuba ist erst so richtig beschwingend. 13 Daran erfreut sich manch ein Bayer, später verliert er es manchmal. 15 Gruppen-Mix aus Kunst und Sport in einem Wort. 17 Alle haben einmal als Neuheit begonnen. 24 Der Beitrag von aussen ist zumindest auch Anstoss. 26 Eins, aber nur, wenn man richtig schüttelt. 27 Eigentlich ein Schossrechner, doch wer sagt denn heute dazu so! 28 Gärtner stehen mit dem Winzling auf Kriegsfuss. 30 Ohrenrobbe. 31 Eine Fahne - alkoholisch bedingt aber nicht. 34 Unter solchen Namen betreiben Kaufmänner ihre Geschäfte. 35 Die so getaufte Deutsche ist eine kühne Grüne. 37 Einen Sieg erringt man am einfachsten so. 40 Grundlos steht ein W vor dem Baum, den schon Dichter liebten. 42 Kolumbus läutete eine ein. 43 Typisch italienisches Thema. 47 Gemäss amerikanischer Version entstand daraus Eva.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 402

K	R	O	E	T	E		T	A	T	K	R	A	F	T
N		A		A	X	I	O	M		A		N	A	O
E	S	S	E	N	Z		S	I	G	N	A	T	U	R
F	O	E	H	N		P	E	N	E	T	R	A	N	T
	K		R	A	D	O	N		L		G	R	A	U
B	R	U	S	T		M		I	D	O	L	E		G
I	A	T	A		V	O	I	L	A		I	S	L	A
S	T	E	M	E	N		E	N	N	S		A		
P	E	N		G	R	A	T	U	L	A	T	I	O	N
E	S	S	B	A	R		I	S	A	I		S	T	I
L		I		R	A	U	L		G	A	S	S	E	R
	F	L	I	R	T		L	I	E	U		N	N	O

Waagrecht — 1 KROETE 5 TATKRAFT 11 AXIOM 12 NAO 13 ESSENZ 16 SIGNATUR 19 FOEHN 20 PENETRANT 21 RADON 22 GRAU 23 BRUST 25 IDOLE 26 IATA 27 VOILA 28 ISLA (La isla bonita, Lied von Madonna) 30 STEMMEN 32 ENNS 34 PEN (Abk. f. internat. Schriftstellervereinigung) 35 GRATULATION 39 ESSBAR 40 ISAI 41 STI (-gma) 42 RAUL 43 GASSER (Gründer von Conny-Land) 44 FLIRT 45 LIEU (franz. f. Ort) 46 NNO

Senkrecht — 1 KNEF 2 OASE (von altgriech.: bewohnter Ort) 3 TANNAT 4 EXZ 5 TOSEN 6 AMIN 7 KANT 8 ANTARES 9 FAUNA 10 TORTUGA 14 SOKRATES 15 EHR SAM (M. Rainer spielte einige Nummern als Louisli Ehrsam) 17 GELDANLAGE 18 ARGLIST 20 POMONA 23 BISPEL 24 UTENSIL 25 ILEUS (medizin. f. Darmverschluss) 27 VERRAT 29 LAOTEN 31 MGARR 33 NAIAU 36 TILL 37 ISSN 38 NIRO

Lösungswort — EINSIEDELEI

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

OYSTER PERPETUAL
SKY-DWELLER IN 18 K. WEISSGOLD



BEXER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com